

# Richard Döcker

(1894–1968)

Ein Kolloquium zum 100. Geburtstag

Hrsg. von Dieter Kimpel und Dietrich Worbs

Reden und Aufsätze  
herausgegeben im Auftrag des Rektorats der Universität Stuttgart  
von Jürgen Hering

Redaktion:

Prof. Dr.-Ing. Gerhard Kohn  
Prof. Dr.-Ing. Andreas Reuter  
Prof. Dr. phil. Herwarth Röttgen  
Prof. Dr.-Ing. Werner Schiehlen



1998.13077

© Universitätsbibliothek Stuttgart 1996  
Postfach 10 49 41, D-70043 Stuttgart  
Telefon (07 11) 1 21-22 22; Telefax 1 21-35 02  
Satz und Druck: Offizin Chr. Scheufele, Stuttgart  
ISSN 0940-0710  
ISBN 3-926269-20-0

## Inhalt

<i>Dieter Kimpel</i>	
Vorwort	7
<i>Antero Markelin</i>	
Richard Döcker – Kollege	9
<i>Julius Posener</i>	
Grußwort	10
<i>Rolf Gutbrod</i>	
Erinnerungen an Richard Döcker	13
<i>Dieter Kimpel</i>	
Das kulturelle Klima in Stuttgart seit der Jahrhundertwende	16
<i>Dietrich Worbs</i>	
Richard Döckers Architektur in den 20er und 30er Jahren	25
<i>Jürgen Joedicke</i>	
Die Neugründung der Stuttgarter Schule nach 1945	46
<i>Dietrich W. Schmidt</i>	
Vom pathetischen Aufbruch in die Moderne zur Stagnation im Dogma. Theoretische Anmerkungen zum Wandel von humanen Architekturvisionen	52
<i>Roland Ostertag</i>	
Als Student Richard Döckers in den fünfziger Jahren	71
<i>Werner Durth</i>	
Die Botschaft Richard Döckers	87
<i>Dietrich W. Schmidt</i>	
Biographische Hinweise	98
Werkübersicht	100
Autorenverzeichnis	104

Dieter Kimpel

## Vorwort

Es war Dietrich Worbs, der im Namen des Instituts für Architekturgeschichte die Initiative ergriffen hat zur Begehung von Richard Döckers 100. Geburtstag durch das hier publizierte Kolloquium. Der Direktor der Universitätsbibliothek, Jürgen Hering, hat uns für diesen Anlaß sehr angemessene Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt, die wegen des Andrangs und auch der auswärtigen Gäste – darunter Nachkommen, Freunde und Schüler – gerade ausreichten. Beiden gilt auch hier noch einmal mein ausdrücklicher Dank.

Die Idee war von Anfang an, die Person Richard Döckers aus sehr unterschiedlichen Perspektiven zu beleuchten und in den jeweiligen Kontext zu stellen. Daraus erklärt sich relativ zwanglos der Inhalt dieses Bandes. Gegenüber dem Kolloquium wurde er lediglich erweitert um den Beitrag von Dietrich W. Schmidt.

So wie Jürgen Joedicke versucht hat, den Kontext „Stuttgarter Schule“ zu skizzieren, ging es mir in meinem Beitrag um das kulturelle Klima Stuttgarts im ersten Drittel unseres Jahrhunderts. Während Dietrich W. Schmidt an ausgewählten Beispielen Entwicklungslinien im Werk Döckers aufzeigt, geht es Dietrich Worbs um seine Entwurfsprinzipien. Und so wie Werner Durth als intimer Kenner der deutschen Architekturgeschichte der Nachkriegszeit Döckers Hoffnungen, aber dann auch Verhärtungen und Enttäuschungen offenlegt, kommt Roland Ostertag aus der Perspektive des damaligen Studenten zu ganz ähnlichen, aber auch komplementären Einschätzungen. Denn auch trotz der bewegenden Grußworte von Gutbrod und Posener sollte man nicht vergessen, daß sich Döcker, obgleich langjähriger Dekan der Fakultät für Architektur und Stadtplanung, frühzeitig emeritieren ließ. Er hat wohl gespürt, daß er ein unzeitgemäßer Altvorderer geworden war, der nicht einmal mehr die eigene Fakultät hinter sich wußte.

Was lernen wir daraus? Was ist an Döckers Fall vielleicht sogar typisch? Denn Döcker steht in der Tat nicht allein. Viele andere Künstler haben unter dem Nationalsozialismus, aber auch dem Stalinismus ähnlich und zum Teil noch härter zu leiden gehabt. Viele haben das nicht oder nur nach langer Überwinterung überlebt mit mehr oder weniger schlimmen Verletzungen. Wenn man bei Gutbrod vielleicht etwas zwischen den Zeilen lesen darf,



wenn man Durth und Ostertag hört, aber auch wenn man mit Schmidt die späteren Planungen und Bauten würdigt, meint man eine gewisse frühzeitige Altersstarre zu konstatieren, eine Abwendung vom Lebendigen. Wie sonst könnte man Studenten so behandeln wie Ostertag es schildert? Bei jemand wie Döcker schmerzt das.

Ich denke, die Erklärung für diese Verhärtung und Verhärmung ist nicht allzu schwer, wenn man die Nachkriegszeit und die Restauration, wenn auch nur, wie ich selber, in der Adoleszenz erlebt hat. Wir haben damals als Jugendliche nicht viele, aber doch ein paar wenige Menschen erlebt, die so prinzipienfest waren wie Döcker, der statt sich anzupassen lieber Biologie, und das bis zur Promotion, studiert hat. Das verdient zumindest Respekt.

Döcker hatte, unmittelbar nach dem Zusammenbruch, Blümenträume von einem wirklichen Neuanfang. Wessen Tragik ist es eigentlich, daß sie sich nicht realisieren ließen? Ist es nur die eines frühzeitig gealterten schöpferischen Mannes? Oder ist es nicht eher unsere Tragik, die Tragik der allzu restaurativen BRD? War es nicht in erster Linie diese Entwicklung unserer westdeutschen Gesellschaft, die ihn gebrochen hat?

Er wäre bei weitem nicht der Einzige, der an dieser Restauration verzweifelt ist, die keinen der bedeutenden Emigranten aus Wissenschaft und Kunst zurückgeben, sondern sie eher wieder herausgeekelt hat – Döblin, Th. Mann. Uwe Johnson ging ins Exil, Peter Weiss blieb dort. Ich erinnere mich sehr genau an dieses Klima: wir sehnten uns ins westliche Ausland, nach Paris, nach Amsterdam, nach London. Wir sehnten uns nach Lehrern, die uns die Wahrheit sagten, statt ihre Heldentaten im Krieg zu erzählen. Im Ausland erfuhren wir mehr über unser Land als zu Hause. Dieses Zuhause stank vor Mief und schien uns kulturell unterbelichtet. Noch bis in die Mitte der 60er Jahre hinein wollte ich mich z. B. in Frankreich naturalisieren lassen, also definitiv auswandern. Meine Freunde und ich litten an der Provinzialität dieses Deutschlands.

Aus ähnlichen Enttäuschungen deute ich mir Döckers Starre – und deshalb ist sie mir trotz allem noch liebenswert, und deshalb sind mir Ostertags Worte so sympathisch. Denn sie zeugt zumindest von Verletzbarkeit und Sensibilität, Eigenschaften, die dem faschistischen männlichen Panzer und den bornierten Opportunisten der Restauration abhanden gekommen sind. Es sind zugleich Eigenschaften, die zu bewahren Leidenschaft und Mut erfordert. Vielleicht hat Döcker seine Leidenschaft überschätzt, aber den Mut hat er aufgebracht. Und dafür hat er, wenn schon nicht auf unsere Liebe, zumindest Anspruch auf unser Erinnerungsvermögen und auf unsere Hochachtung.

Antero Markelin

## Richard Döcker – Kollege

Richard Döcker gehörte 11 Jahre der Architekturfakultät – damals Abteilung Architektur – an.

Richard Döcker war der bekannteste Vertreter der frühen Moderne in den 20er Jahren in Stuttgart. In den Jahren 1933–1945 gehörte er zu den unerwünschten Personen und konnte seinen Beruf nur in bescheidenem Maß ausüben. Nach dem Krieg wendete sich das Blatt: Er wurde Vorsitzender des BDA und erster Generalbaudirektor der Stadt Stuttgart.

Zum 1. 1. 1947 wurde er zum Ordinarius für Städtebau und Entwerfen an der Technischen Hochschule Stuttgart ernannt, welchen Lehrstuhl er bis 1958 innehatte.

Richard Döcker gehörte zu den bekanntesten und profiliertesten Persönlichkeiten der Architekturabteilung. Die Geschichten und Anekdoten über ihn sind zahlreich.

Heute freut sich die Fakultät, daß das Andenken Richard Döckers durch dieses Kolloquium aufrecht gehalten wird. Die Initiative dazu ergriff Herr Privatdozent Dr. Dietrich Worbs, dem hiermit gedankt sei.

Julius Posener

## Grußwort

Verehrter Herr Kimpel,

gern würde ich Ihre Einladung zu Richard Döckers hundertstem Geburtstag annehmen. Leider kann ich nicht.

Ich habe Richard Döcker gekannt und verehrt, ja, ich kann sagen, dass ich ihm nahegestanden habe.

Ich kann nur wünschen, – und ich bin sicher, – dass das eine schöne Feier sein wird.

Mit guten Wünschen

ergebenst

Ihr

Julius Posener

EINGEGANGEN 30. Mai 1994

14/63 Berlin  
Klempnerstr. 21.  
Julius Posener  
27. Mai 94

Universität Stuttgart  
i. d. B. Kaplanei, 11.  
70174 STUTTGART.

Verehrter Herr Kimpel,

gern würde ich Ihre ~~Freude~~  
Einladung zu Richard Döckers  
hundertstem Geburtstag  
annehmen. Leider kann  
ich nicht. –

Ich habe Richard Döcker  
gekannt und verehrt,

Rolf Gutbrod

## Erinnerungen an Richard Döcker

Richard Döcker kenne ich nicht gut genug, stand ihm nicht wirklich nahe genug, um Ihnen ein gültiges Lebensbild geben zu können. Aber ich bin alt genug, um aus eigenem Miterleben etwas über sein Wirken für Stuttgart und für die Erneuerung der Architekturfakultät nach dem Zusammenbruch 1945 auszusagen: Dem will ich mich nicht entziehen.

Es ist mir klar, daß ich nur ein ganz persönliches Bild schildern kann – ohne jeden Anspruch auf Allgemeingültigkeit.

Richard Döcker war zweifellos eine bedeutende Persönlichkeit, mit Ecken, Kanten, Eigenheiten, gar nicht „verbindlich“, eher verschlossen oder gar abweisend im Umgang mit anderen. Erst später lernte ich, diese Eigenheiten als eine Art von Schutzhaltung einer besonders empfindsamen und verletzlichen Seele zu sehen.

Ganz selten konnte man auch einen ganz anderen Menschen Döcker erleben: heiter, überlegen, ja: glücklich, – wenn er mit Freunden, wie Willi Baumeister oder später mit dem „treuen Eckart“ Hugo Keuerleber, noch später mit Rolf Gutbier und manchen anderen nach einer Abteilungssitzung zusammenblieb. Oder wenn er – was ganz selten geschah – Einblicke in sein glückliches Zuhause, in sein Familienleben gab. Das war die andere Seite voller Herzlichkeit, ja Charme und Einfühlsamkeit.

Als Architekt war er abgestempelt als „Vorkämpfer des Neuen Bauens“. Seine frühen Erfolge, seine maßgebliche Mitwirkung an der weltweit Aufsehen erregenden Weißenhofsiedlung 1927 und die internationale Beachtung, die sein Waiblinger Krankenhaus vom selben Jahr erfuhr, machten seinen Namen schon früh, weit über Stuttgarts Grenzen hinaus, bekannt.

1933 und die folgenden zwölf Jahre bedeuteten eine tiefe Zäsur im Leben und Werk Richard Döckers. Er mußte schmerzhaft erfahren, was Neid, Mißgunst und Enge vermögen. Er war abgemeldet, wurde ausgegrenzt, verfemt und verletzt. Er zog sich zurück, studierte Botanik und promovierte in Biologie.

Diese Jahre hat er trotz allem mit einer bewundernswerten Haltung durchgestanden, aber wohl nie ganz verarbeiten können: In der Seele blieben Narben zurück, schmerzten und erschwerten das Leben. 1945 bot er sich den-

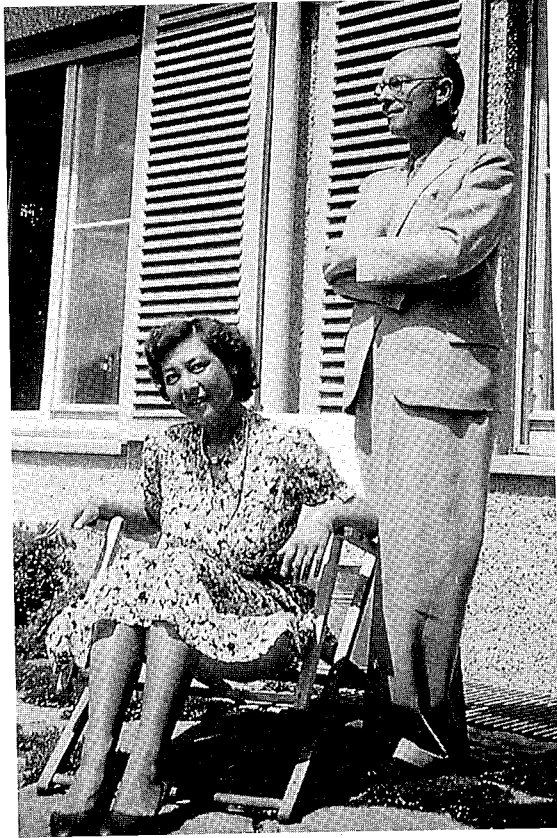
ja, ich kann sagen, dass  
ich ihm nahegestanden  
habe.

Ich kann nur wünschen, –  
und ich bin sicher, – dass  
das eine schöne Peter  
Bauer wird.

Mit guten Wünschen

ergebenst

R  
Julia Bauer



Tsuneko und  
Richard Döcker  
auf der Terrasse  
des Hauses Grosse  
in Freiburg i. Br.;  
Ende der 30er Jahre

noch an – als einer, von dem eine gründliche Erneuerung erwartet werden konnte. Er wurde der Leiter der Zentrale für den Aufbau Stuttgart, der ZAS, mit seinem Stellvertreter Walther Hoss, und erhielt dann folgerichtig den Ruf, die Architekturabteilung der Technischen Hochschule, später Universität Stuttgart, neu aufzubauen. Dabei unterstützte ihn der vertraute Freund Keuerleber, der schon in der ersten Stuttgarter Schule der Zwischenkriegszeit ein Vertrauensprofessor all jener Studenten war, die schon früher eigene Wege angestrebt hatten.

Nicht ohne „Geburtswehen“ nahm eine neue Abteilung Architektur allmählich Gestalt an: Döcker war darin unbestritten primus inter pares. Rache

oder Vergeltung lagen ihm fern, aber vergessen konnte er seine Verletzungen nicht.

In der Erkenntnis, daß es eben nicht um Wiederaufbau, sondern um Neuaufbau ging, erkämpfte er sich die Zustimmung und schließlich auch das „Ja“ des neuen Kulturministers Theodor Heuss.

Intern erfolgte u.a. die Auflösung des Lehrstuhls für Entwerfen. Und mehr als 10 der Professoren stellten sich nun den Studenten als Entwurfslehrer zur freien Wahl; die Bewertung der Entwürfe wurde aber gemeinsam vorgenommen. An diesen Prüfungssitzungen nahmen jetzt auch die Assistenten und später auch die Kandidaten teil.

Die weitere Entwicklung unserer Fakultät haben viele von Ihnen selbst miterlebt. Sie wissen auch, daß es Richard Döcker nicht beschieden war, die Ernte des von ihm Gesäten einzufahren.

Zum Schluß möchte ich eine Dankeschuld abtragen. Richard Döcker, der „Klötzchenbauer“ – wie er manchmal genannt wurde – dem Internationalen Stil weiterhin treu, hat den Studenten und uns Kollegen auch eine ganz andere Sicht auf Architektur eröffnet: Er war es, der den Studenten und uns jungen Kollegen seine Freunde Hugo Häring und Hans Scharoun – scheinbar in ganz andere Richtungweisend – zu Gastvorträgen einlud, uns persönlich nahegebracht und damit unseren Gesichtskreis wesentlich erweitert hat. Viele – und darunter auch ich – danken es ihm und werden dies nie vergessen.

Ich wünsche dieser Feier und den Gesprächen zum Werk Richard Döckers zu seinem 100. Geburtstag allen Erfolg und bin Ihnen trotz räumlicher Entfernung innerlich nahe.

Die Abbildung wurde freundlicherweise von Frau Mira Korfsmeier-Döcker, Freiburg i. Br., zur Verfügung gestellt.

Dieter Kimpel

## Das kulturelle Klima in Stuttgart seit der Jahrhundertwende

Bekanntlich haben Städte kulturelle Konjunkturen mit Hochs und Tiefs. So war Paris die Hauptstadt des 19. Jahrhunderts, Berlin wohl die der 20er Jahre. New York hatte um 1960 herum Paris den Rang abgelassen, und neuerdings erblühten San Francisco, Barcelona, wobei von den Zentren der Sub- und Jugendkulturen, der Gegenkulturen und der multikulturellen Orte gar nicht die Rede sein soll. Denn es geht um die sogenannte „Hochkultur“ und nicht um die „zweite“.

Wie ist es damit in Stuttgart bestellt? Ist Stuttgart überhaupt eine Stadt? Ich bin mir da immer noch nicht ganz sicher, seit ich es mit sechs Jahren 1948 zum ersten Mal sah. Ich erinnere mich deshalb so gut daran, weil es meine erste große Reise mit der Eisenbahn war, die ich allein machen durfte – von Krefeld ins Tannheimer Tal zu Onkel, Tante und drei Kusinen. Die Eltern hatten mich bis nach Duisburg gebracht und mich dort in den Nachtzug gesetzt. Auf so einer Reise ist man, sobald es Tag wird, und das war eben kurz vor Stuttgart der Fall, sehr aufgeweckt. Ich fand: das ist doch gar keine richtige Stadt – sie sah ringsum wie eine große durchgrünte Vorstadt aus. Auch später war ich öfter wiedergekommen, aber nicht, um die Stadt zu erkunden, sondern weil dort Freunde wohnten und weil dort mal wieder eine schöne Ausstellung war. Eigentlich nur über die kulturellen Ereignisse definierte sich mir Stuttgart dann schließlich doch als Stadt.

Trotzdem, bei anderen Orten fällt es mir leichter, ihre urbanen Charakteristika zu benennen und ihre kulturellen Konjunkturen einzuschätzen. Ein krasses Beispiel ist München, das um die Jahrhundertwende „leuchtete“ (Th. Mann), um dann in den 20er Jahren (nach dem Diktum Tucholskys?) zur „dümmsten Stadt Deutschlands“ abzusinken. Ich denke, man kann diese Prozesse am besten mit soziologischen und mentalitätsgeographischen Ansätzen deuten. Berlin, die Stadt der Arbeiterbewegung, München die der Rentiers, Bourgeois und Schwabinger Bohémiens – wenn ich das einmal so vereinfachen darf. Stuttgart scheint irgendwie dazwischen zu stehen, indem es einerseits durch Gutbürgerlichkeit, andererseits aber auch durch Industrie und damit eine traditionsreiche Arbeiterbewegung geprägt worden ist.

Im kulturellen Sektor merkt man das sehr deutlich, am deutlichsten vielleicht im Bereich der Architektur – aber über die werden meine Nachredner sprechen. Aus den anderen Bereichen möchte ich nur ein paar Fakten in Erinnerung rufen, um dann etwas näher auf die bildende Kunst einzugehen. Und all dies hat natürlich mit Döcker zu tun, der in diesem Milieu gelebt und es dann auch mitgestaltet hat.

Das Theater und das Musikleben hatten mit der Ablösung der Monarchie durch die Republik tiefgreifende Veränderungen erfahren. Denn zum einen fehlten ihren wichtigsten Institutionen nun die Zuschüsse aus der königlichen Privatschatulle, andererseits war das gehobene Bürgertum wegen der Wirtschaftskrise in seinen Möglichkeiten, eine Mäzenatenrolle einzunehmen, ziemlich eingeschränkt. Hatte es vor dem Krieg z. B. noch fast drei Viertel der Betriebskosten des Hoftheaters bestreiten können, so klappte seit seiner Wiedereröffnung als Landestheater seit dem ersten Jahr eine riesige Finanzierungslücke, die nur mühsam mit staatlichen und städtischen Zuschüssen geschlossen werden konnte. Aber immerhin: Neben der eigentlichen Theatergemeinde wurden von links die gewerkschaftlich inspirierte „Stuttgarter Volksbühne“ mit 11 000 und von rechts der „Bühnen-Volksbund“ mit 15 000 Mitgliedern gegründet – eine recht interessante Relation.

Interessanter noch, was gespielt wurde. In der Oper vor allem Verdi, aber auch Richard Strauß, Pfitzner, Hindemith, Krenek, Weill; im Theater viel Zeitgenössisches besonders von einheimischen Dramatikern. Auch hier reichte das politische Spektrum von rechts nach weit links, wofür Georg Schmückle, der spätere Gaukulturwart, und der 1933 emigrierte Spanienkämpfer Friedrich Wolf, 1949–50 DDR-Botschafter in Warschau, stehen mögen. Erstaunlich schließlich auch der Erfolg, den Oskar Schlemmer 1922 mit seinem Triadischen Ballett erzielte, das sich solcher rechts-links-Zuordnung entzieht. Sie ist aber trotzdem für diese Zeit legitim. Und wenn das Theaterleben insgesamt etwas nach rechts zu tendieren schien, wird dies doch konterkariert vom Programm des Schauspiels in der Kleinen Königstraße, wo Anfang der 30er Jahre neben Stücken anderer kommunistischer Autoren die Dreigroschenoper mit großem Erfolg in 120 Aufführungen gespielt worden ist.

Auch das Stuttgarter Musikleben ist erstaunlich progressiv. In der Stadtchronik heißt es: So „wurde vor allem durch Förderung junger Kräfte und neuer, im Kampf um die moderne Richtung gelegentlich umstrittener Werke manches Risiko gewagt, das sich nur durch entsprechend ‚sichere‘ andere Veranstaltungen ausgleichen ließ.“ Seit 1921 gab es immerhin einen Bruckner-Bund, seit 1922 eine Reger-Gesellschaft.

Im Bereich der bildenden Kunst war Stuttgart bis um die Jahrhundertwende so eine Art Vorort von München gewesen. Das änderte sich u. a. auch durch die gewiß teils unbewußt progressive Berufungspolitik unter König Wilhelm II. 1899 war Leopold von Kalckreuth aus Karlsruhe an die Akademie, 1902 der Bielefelder Bernhard Pankok an die neuen „Lehr- und Versuchswerkstätten“ berufen worden. Das war ein besonders glücklicher Griff. Er sicherte Stuttgart eine wichtige Stimme im Chor der Kunstgewerbebewegung zusammen mit Weimar (van de Velde), Darmstadt (Olbrich), Düsseldorf (Behrens) und München (Endell, Riemerschmid). Auch die Anzahl der Studenten betrug mit bis zu 475 im Jahr 1927/28 ein Mehrfaches derer an der Akademie, wo nie mehr als 100 eingeschrieben waren. Aber ein Konzept wie das des Bauhauses konnte sich in Stuttgart schon deshalb nicht herausbilden, weil sich Pankok von den rein handwerklich orientierten Gewerbeschulen absetzen wollte, und weil die Akademie ihrerseits die Fusion mit dem Kunstgewerbe verweigerte – alles Distinktionen, die die großen Neuerer wie Morris und Gropius ja gerade überwinden wollten.

Entscheidend war – sicher nicht nur in Stuttgart – das Jahr 1905, das wohl gesamteuropäisch den Beginn einer neuen Etappe der Moderne markiert. Von Kalckreuth ging weg und Adolf Hölzel wurde an die Akademie berufen. Daß damit ein Bruch eintreten sollte zwischen spätimpressionistischer Tradition und – sagen wir – klassischer Moderne, konnte damals wohl niemand ahnen. Denn schließlich kam Hölzel als Führer der Dachauer Malerschule selber aus der Tradition der Freilichtmalerei, die in Stuttgart auch noch lange andauern sollte. In den 20er Jahren war sie auch an der Akademie noch vorherrschend und wurde etwa von Manfred Henninger – dem rückgekehrten Emigranten – seit 1949 bis in die späten 60er Jahre weiter verfolgt. Man sollte deshalb vielleicht nicht so sehr von Bruch reden und auch mit Kategorien wie rechts und links vorsichtig sein, aber es zeichnet sich seit 1905 eine Art von Verwerfungslinie ab, die in den 20ern am deutlichsten ist, aber eben den 2. Weltkrieg noch lange überlebt.

Von Anfang an hat Hölzel seine Aufgabe als Akademieprofessor sehr ernst genommen. Statt nämlich einfach nur eine Malklasse zu übernehmen – also so etwas zu machen, was wir an unserer Fakultät Entwurfsbetreuung nennen –, hat er sich um eine systematisch-wissenschaftsorientierte Gestaltungslehre bemüht, wie sie dann am Bauhaus weiterentwickelt wurde. Rückblickend hat Willi Baumeister das 1949 so beschrieben: „Hölzel war als Dachauer Graumaler an die Akademie berufen worden. Während seiner ersten Amtsjahre hatte er das Grau und den Impressionismus hinter sich ge-

lassen und knöpfte seinen Farbenpelz auf. Er wurde Wolf: in den stärksten Farben, höchst unakademisch und ganz modern ... Ein für die damalige deutsche Kunstakademie ganz seltener Fall trat ein: ein Professor entwickelte sich künstlerisch weiter. Er ging kühne Schritte vorwärts ... mit solcher Malerei wäre Hölzel niemals Professor geworden; aber er wurde der Exponent der Moderne für weite Gebiete ...“

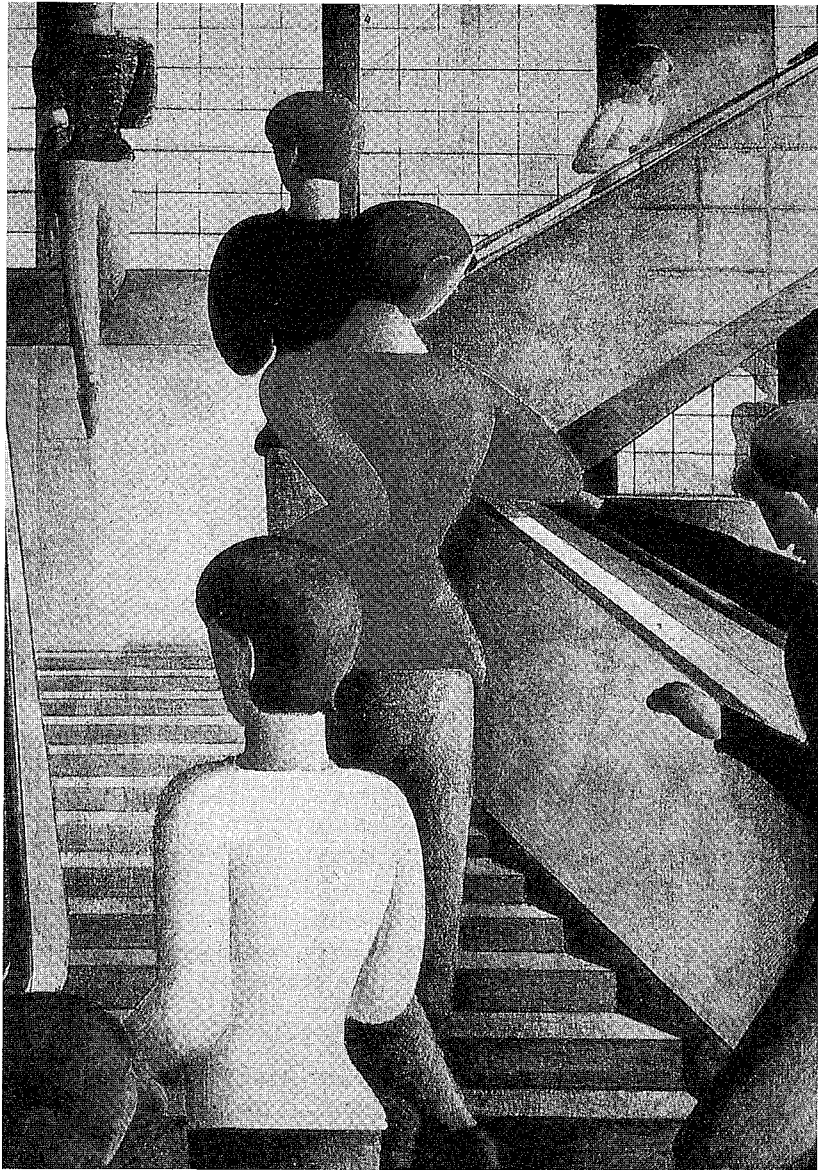
Das führte, auch weil Hölzel als Lehrer schon bald die größte Beliebtheit genoß, zu einem andauernden Antagonismus zu den Kollegen und deren Studenten, die ihre Kommilitonen 1919/20 als Hölzel-Brut diffamierten und auch vor bilderstürmerischen Aktionen nicht zurückschreckten.

Den Umbruch sieht man dem Werk Hölzels sofort an (z. B. der Komposition in Rot) und man hat sich gefragt, ob Hölzel auf dem Wege zur abstrakten Malerei die entscheidenden Schritte nicht früher getan hat als Kandinsky. Das braucht uns jetzt nicht zu interessieren. Denn inzwischen ist unstrittig, daß der Hölzelkreis neben der Dresdener Brücke und dem Münchener Blauen Reiter zu den Begründern der Moderne in Deutschland gehört. Dabei spielt die Frage nach der künstlerischen Qualität nicht die entscheidende Rolle, genausowenig wie später bei Itten am Bauhaus, sondern die Wegbereiterfunktion für die Moderne (die Hausenstein übrigens schon 1914 herausgestellt hat). Schlemmer hat das 1918 auf den Begriff gebracht: Die Stärkeren hätten sich von der Freiheit der allgemeinen Gesinnung, die Schwächeren von der Unfreiheit seiner Theorie angezogen gefühlt.

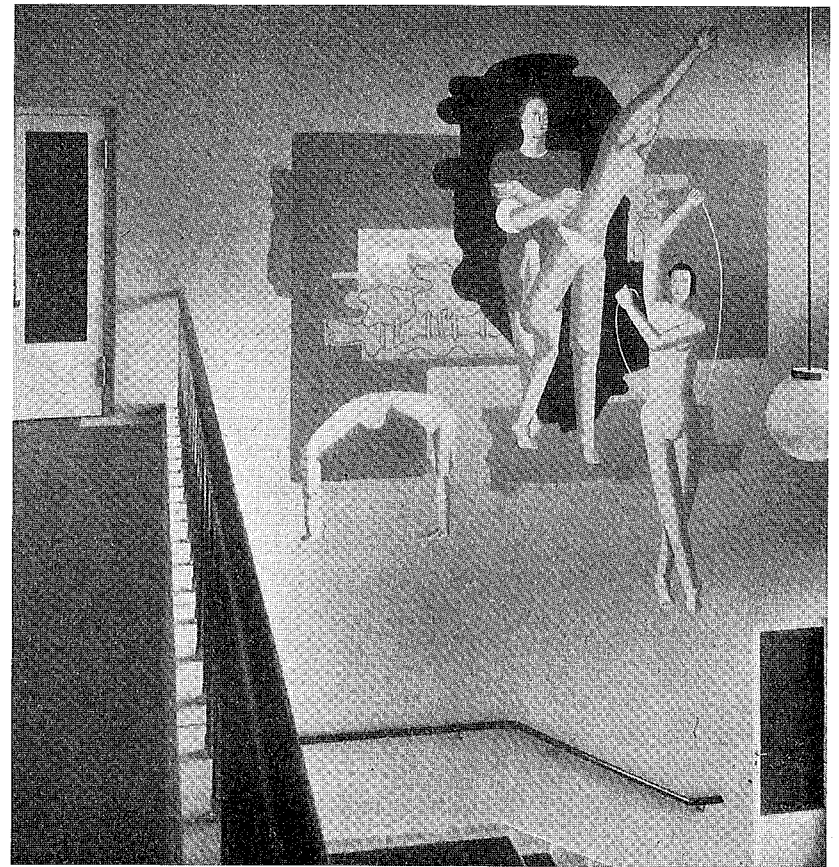
Es ist bezeichnend, daß es fast ausschließlich Künstlerinnen und Künstler des Hölzel-Kreises waren, die über die Grenzen von Württemberg hinaus bekannt geworden sind, und es waren vor allen anderen auch sie, die von der nationalsozialistischen Kulturpolitik drangsaliert, mit Berufsverbot belegt und in die Emigration getrieben worden sind.

Eine der ersten Schülerinnen war Ida Kerkovius, die sich 1934 in ihre lettische Heimat zurückzog. Am bekanntesten wurden die Schüler, die um 1890 geboren sind. Der hochbegabte Hermann Stenner war erst 23, als er drei Monate nach Kriegsausbruch in Polen fiel. Der Schweizer Itten versuchte zwischen 1919 und 23 Hölzels Lehre in seinem Grundkurs am Weimarer Bauhaus weiterzuentwickeln und setzte seine Pädagogik dann in der Schweiz, in Berlin, Krefeld, Amsterdam und schließlich in Zürich fort. Nachdem es – sehr bedauerlich für Stuttgart – nicht gelungen war, Paul Klee als Nachfolger von Hölzel durchzubringen, empfahl Itten diesen und Oskar Schlemmer 1920 ans Bauhaus. Max Ackermann, der 1936 Malverbot erhielt, hat später gesagt: „Das nicht organisierte Bauhaus Stuttgart schenkte dem organisierten Bauhaus Weimar-Dessau die Basis eines neuen Lehr-





Oskar Schlemmer: Die Bauhaustreppe



Willi Baumeister: Treppenhausbild im Waiblinger Krankenhaus

stoffs." Otto Meyer-Amden, ebenfalls Schweizer, hatte sich schon 1912 zurückgezogen und starb 1933.

Bevor ich zu den bekanntesten Hölzelschülern komme, möchte ich kurz die Üecht-Künstlergruppe von 1919 erwähnen. Ihr gehörten Gottfried Graf, Edmund Kinzinger, Albert Müller, Hans Spiegel und eben Willi Baumeister und Oskar Schlemmer an. Sie traten mit einer Ausstellung und einem Programm an die Öffentlichkeit, dessen Ziele Anwendbarkeit der Malerei

(auf Architektur) und ihre Verinnerlichung waren. Darüber, wie man letztere zu verstehen habe – als eine neue Romantik oder als eine Rückbesinnung auf die ureigenen Elemente der Malerei –, kam es zum Zerwürfnis, so daß Baumeister und Schlemmer 1920 wieder austraten. Hier scheinen übrigens durchaus ideologisch begründete Richtungsstreite auf, wie sie dann wenig später auch am Bauhaus und in der Sowjetunion ausgetragen werden.

Oskar Schlemmer, der 1912 zu Hölzel gekommen war, war nach der Novemberrevolution Studentensprecher und setzte sich als solcher auch im Namen der Üecht-Gruppe besonders nachdrücklich für Klees Berufung ein. Während seiner Bauhaustätigkeit von 1921–29 brach der Kontakt zu Stuttgart nie ab. Das 1922 hier uraufgeführte Triadische Ballett wurde 1926 von Hindemith vertont. 1929 nach Breslau und 1932 nach Berlin berufen, wird ihm 1933 zum Schicksalsjahr. Zwar wird sein berühmtestes Bild „Die Bauhaustreppe“ vom Museum of Modern Art in New York erworben und ausgestellt, aber die Stuttgarter Schlemmer-Retrospektive wird kurz vor der Eröffnung geschlossen, und kurz darauf verliert er seinen Berliner Lehrstuhl und zieht sich für die letzten 10 Lebensjahre ins Badische zurück. Seit 1937 als entartet verfemt, arbeitet er zur schieren Existenzsicherung für einen Stuttgarter Malerbetrieb. Wenn man Schlemmers Briefe liest, bekommt man eine Ahnung von dieser Tragödie, die ja nicht nur eine individuelle ist. Man versteht dann auch besser, warum Leute meiner Generation für die Protagonisten und Mitläufer der Gegenseite, die eine derartige Existenzvernichtung aktiv förderten oder achselzuckend begleiteten, so viel Verachtung bzw. so wenig Sympathie haben.

Willi Baumeister ist aus unserem Anlaß besonders hervorzuheben, denn er hat zwischen 1922 und 24 farbige Mauerreliefs für die Ausstellungsräume und noch 1928 das schöne *Treppenhausbild* für das Waiblinger Krankenhaus Döckers gemacht. Auch er wird als entartet gebrandmarkt, aus dem Lehramt am Frankfurter Städel entlassen und muß sich mit Arbeiten für eine Wuppertaler Lackfabrik über Wasser halten. 1946 erhält er dann eine Professur an der hiesigen Akademie. So sind es vor allem er, Ida Kerkovius und Max Ackermann, die die Tradition des Hölzel-Kreises und der „absoluten Malerei“ in die 2. Nachkriegszeit hinüberretten und respektive bis 1955, 70, 75 wirksam bleiben konnten.

Man würde aber nun die historische Wirklichkeit verkennen, wollte man dieser Avantgarde auch die Führungsrolle in Stuttgart zudenken. Schon 1913, anläßlich der Einweihung von Theodor Fischers Kunstgebäude, waren auf der „Großen Deutschen Kunstausstellung“ zwar die französischen Impres-

sionisten, Hölzel, Ackermann, Schlemmer und Picasso vertreten. Aber im Katalog wird nur Salon- und schwäbische Heimatkunst abgebildet. Als Otto Fischer, Direktor der Staatsgalerie, 1924 im Kunstverein die Ausstellung „Neue Deutsche Kunst“ organisiert und diese auch wirklich zeigt – also z. B. Heckel, Beckmann, Kirchner, Klee, Nolde und Schlemmer –, hagelt es Proteste der Öffentlichkeit. Die Ausstellung sei eine „Gemeinheit“, „entartet“ (der Begriff taucht damals schon auf) und „volksfremd“. Fischer wird von der Landesregierung gerügt, geht dann für anderthalb Jahre auf Studienreise, um schließlich 1927 das Basler Museum zu übernehmen – ein Glücksfall für dieses Institut. Schon für die Staatsgalerie hatte er mit Kennerschaft aktuelle Kunst erworben. Vergeblich, denn die Sachen von Kirchner, Klee, Baumeister, Schlemmer, Nolde, Beckmann, Lehmbruck und Barlach wurden 1937 zu Schleuderpreisen verramscht. In diesen Kontext der rühmlichen Ankaufs- und Ausstellungspolitik Fischers gehören auch die mutigen Initiativen einiger Privatgalerien. Die Galerie Valentien blieb auch nach 1933 der Avantgarde verpflichtet, und obwohl die Galerie Schaller eher an der Sezessionskunst orientiert war, zeigte sie doch auch Kandinsky, Klee, Schlemmer und Ackermann.

Neben dem Kunstverein war auch die Akademie mehrheitlich konservativ. Expressionistische Tendenzen fehlten fast ganz, und die Tradition der Freilichtmalerei blieb vorherrschend. Ihre Hauptvertreter bildeten – mit fast drei Jahrzehnten Verspätung gegenüber Wien, Berlin, München, Darmstadt – 1923 eine Sezession und 1928 eine Neue Sezession. Welch ein Anachronismus! Noch letztere wandte sich entschieden gegen die abstrakte Malerei und hin zum Schwäbisch-Heimatlichen. Noch 1959 weigert sich Reinhold Nägele, Freund von Theodor Heuss und vielleicht bester Stuttgarter Maler, der nicht aus dem Hölzel-Kreis stammte, mit dem „abstrakten“ Schlemmer zusammen auszustellen. Das verweist, wie Günther Wirth richtig feststellt, auf „das Klima der geistigen Unversöhnlichkeit“, das in den 20er Jahren geherrscht haben muß. So wundert es denn auch nicht, daß seit 1933, sieht man von den Hölzel-Schülern ab, kein Stuttgarter Künstler von Berufsverbot betroffen wurde. Die anderen waren eh fast alle schon weggezogen, und Otto Dix, dem die Städtische Galerie den Ehrenplatz gibt, hat mit Stuttgart so gut wie gar nichts zu tun.

Daß diese Verschonung der Stuttgarter Künstler kaum auf schwäbischer Liberalität beruhte, kann man einem Aufsatz über „Schwäbische Malerei der Gegenwart“ von Hermann Strenger aus dem Jahre 1940 entnehmen, wo es heißt: „Es muß aber zugleich wieder als bezeichnend vermerkt werden, daß bei uns in Schwaben auf weltanschaulichem Gebiet so gut wie keine



zersetzende Malerei entstanden ist ... So war auch, als das neue Deutschland heraufzog, hier weniger als anderswo ‚Umstellung‘ nötig. An den Inhalten und Gegenständen der Malerei mußte kaum etwas geändert werden. Das pervers Raffinierte oder das künstlich Dämonische hatte hier keinen günstigen Nährboden gefunden.“

Wie Sie wissen, ließe sich diese Feststellung mutatis mutandis auf die Stuttgarter Architekturszene übertragen, denn auch Döcker kam nun ja nicht mehr zum Zuge. Aber bei Licht betrachtet ist diese Aussage diametral falsch! Denn gerade weil an dieser kulturellen Szene, nachdem die Modernen gegangen oder ausgeschaltet waren, „kaum etwas geändert werden mußte“, hat sie mitgeholfen den Boden zu bereiten für das „pervers Raffinierteste“ und das „Dämonischste“, das die deutsche Geschichte zu bieten hat. Dieses Unheil hat einen Namen: Auschwitz. Für viele Künstler war es schwer, danach überhaupt noch zu arbeiten, und andere hat dieses Unheil, wenn nicht physisch vernichtet, so doch in der Blüte ihrer Schaffenskraft gelähmt und ihnen die Luft zum Atmen genommen. Das hat so mancher der hier besprochenen Künstler mit Döcker gemeinsam.

## Nachbemerkung

Ich habe für diesen Vortrag keine wirklichen Recherchen angestellt, sondern habe mich vor allem auf zwei Werke verlassen, deren Informationen ich allerdings oft neu interpretiert habe:

W. Kohlhaas, Chronik der Stadt Stuttgart, Bd.1 und 2, 1913–1918 und 1918–1933, Stuttgart o. J.; sowie

Stuttgarter Kunst im 20. Jahrhundert, Malerei – Plastik – Architektur, herausgegeben von H. Heißenbüttel, Stuttgart 1979, darin vor allem die Beiträge von K. v. Maur, G. Wirth, P. Beye, E. Keuerleber.

Nach dem Vortrag machte mich Heinrich Dilly auf seinen Aufsatz „Avantgarde 1919 – Die Künstlergruppe ‚Üecht‘“, in: Baden-Württemberg 1989, Heft 4, aufmerksam, in dem er auf die Magisterarbeit von Susanne Jacob und den gemeinsamen Ausstellungskatalog der Städtischen Galerie Böblingen und der Landeskreditbank, Karlsruhe, Böblingen, Stuttgart 1989, verweist. Dillys Überlegungen habe ich eingearbeitet.

Dietrich Worbs

## Richard Döckers Architektur in den 20er und 30er Jahren

### 1. „Licht, Luft und Sonne“

Die Bauten Richard Döckers zeigen im Verlauf der 20er und 30er Jahre einen raschen Wandel in ihrer Gestaltung; es ist nicht leicht zu erkennen, worin das ihnen allen Gemeinsame, die Architekturkonzeption Döckers, besteht. Ich werde einige ausgewählte Bauten von Richard Döcker aus verschiedenen Baugattungen – einige Wohnhäuser, ein Krankenhaus, ein Geschäftshaus, eine Siedlung – vorstellen, dabei die Entwicklung seines Bauens zeigen und seine Architekturkonzeption herausarbeiten. Döcker war nicht nur ein kreativer, sondern auch ein reflektierender Architekt, der sich in den 20er Jahren wiederholt zu seiner Architekturkonzeption in Veröffentlichungen geäußert hat.

Richard Döcker war ein Schüler der frühen „Stuttgarter Schule“, die Theodor Fischer 1901 begründet und bis 1908 geleitet hatte. Döcker hatte bei dessen Nachfolger Paul Bonatz von 1912 bis 1918 (mit einer kriegsbedingten Unterbrechung) studiert; aber sein Feld der Auseinandersetzung war nicht die „Stuttgarter Schule“, sondern die Avantgarde von 1914 auf der Kölner Werkbund-Ausstellung und dann die von 1920: Erich Mendelsohn mit seinem Einsteinturm, die Wiener Architekten Adolf Loos und Josef Frank mit ihren Terrassenbauten sowie Frank Lloyd Wright, den er und Mendelsohn bewunderten.

Schon Döckers erstes Haus von 1920 sieht nur auf den ersten Blick in seiner Gestaltung ein wenig nach „Stuttgarter Schule“ aus. Döcker zielt von vornherein auf etwas anderes hin: Er baut ein Terrassenhaus. Er versucht, Innen und Außen zu verbinden, „Licht, Luft und Sonne“ ins Haus zu bringen, das Haus in die Landschaft einzubetten. Der Grundriß dieses Hauses ist weit entfernt von aller Konventionalität: Die Wohn- und Schlafräume werden nach Süden orientiert, das Wohnzimmer hat Zugang zu einer Terrasse, auch die Schlafzimmer öffnen sich auf eine Terrasse im Obergeschoß, und selbst im Garten ist eine weitere Terrasse angelegt.

Wir haben damit drei wichtige Entwurfsziele von Döcker kennengelernt:

- die Einbettung des Hauses in die Landschaft, in die Umgebung,
- die Öffnung des geschlossenen Baukörpers für Licht, Luft und Sonne, die Verbindung von Innen und Außen durch Terrassen,
- die Entwicklung des Grundrisses mit einem hohen Gebrauchswert.

Ein weiteres wichtiges Ziel Döckers ist die zweckmäßige Nutzung neuer Konstruktionen und neuer Baumaterialien bei komplizierten Bauaufgaben wie im Krankenhausbau und im Geschäftshausbau. Wie präzise hier Richard Döcker über die konstruktive und gestalterische Umsetzung von Entwurfsideen im Zusammenhang von Bauaufgabe, funktionalen Anforderungen, Konstruktion und Bauphysik in der Entwurfslösung nachgedacht hat, werde ich an zwei Beispielen zeigen.

Die Gestaltung seiner Bauten, das intuitive „gefühlsmäßige Finden der Form“ für die Bauaufgaben verändert sich im Laufe der Jahre zwischen 1920 und 1937, die wir hier betrachten: Döcker stößt ab vom Traditionalismus der „Stuttgarter Schule“, wird Anfang der 20er Jahre von der expressionistischen Formensprache Erich Mendelsohns beeinflusst und entwickelt Mitte der 20er Jahre seine eigene Formensprache, die der Neuen Sachlichkeit angehört, in stark bildhafter Ausprägung, die er zu Beginn der NS-Zeit im Äußeren seiner Häuser aufgibt, er zieht sich mit seiner Auffassung ins Innere seiner Bauten zurück.

Das letzte, höchste Arbeitsziel ist sein Gedanke des „Einordnens des Einzelhauses in die städtebauliche Gesamtkomposition“. Ich werde als Beispiel dafür eine Siedlung vom Ende der 20er Jahre zeigen.

Wir werden sehen, wie seine Vorstellungen im Laufe der 20er und 30er Jahre in seinen Bauten Gestalt angenommen haben.

## 2. Die Bauten

Wohnhaus Fritz Krauter, 1920/21, Plüderhausen, Schwanfeldstr. 11

Das Landhaus ist 1920/21 für den Fabrikanten Fritz Krauter auf einem Südhang-Grundstück außerhalb des Ortes errichtet worden. Das zweigeschossige Haus erhebt sich auf einer Schwelle des Hanges, so daß das Untergeschoß auf der Talseite als Vollgeschoß erscheint. Das Haus besitzt zwei Terrassen: im Hochparterre und im Obergeschoß. Die Terrasse im Hoch-

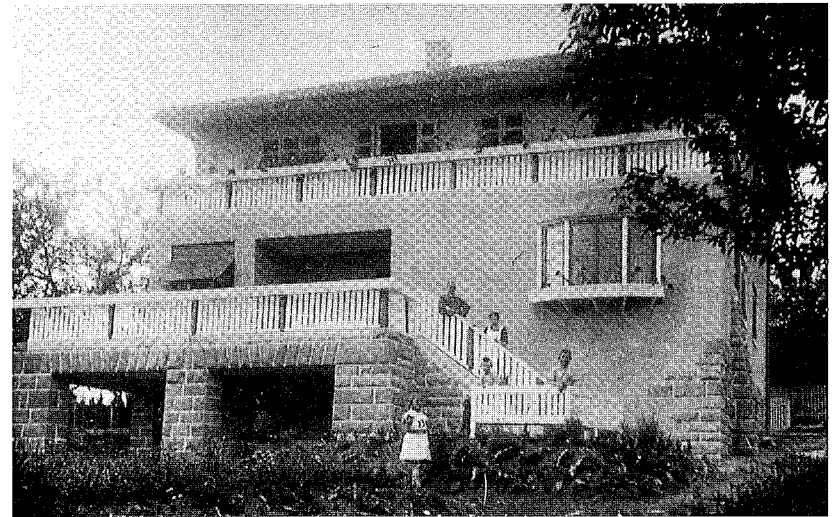


Abb.1 Plüderhausen, Haus Krauter, Gartenansicht von Süden

parterre ist als Loggia tief ins Haus hineingezogen, so daß im Innern eine erhöhte Sitznische, ein Altan, im Wohnraum neben der Loggia ausgebildet wird. Die dem Haus vorgelagerte untere Terrasse ist aus bossierten Werksteinen aufgebaut.

Der Grundriß des Hauses ist ein Rechteck von 11,0 x 12,40 m. In beiden Geschossen liegen die Räume U-förmig um die zentrale zweigeschossige Treppenhalle des Hauses angeordnet, von der Galerie der Halle blickt man ins Erdgeschoß hinab. Im Erdgeschoß nimmt ein durchgehendes Wohn-Eßzimmer auf der Gartenseite die ganze Breite des Hauses ein. Die beiden Schlafzimmer im Obergeschoß haben Zugang zur Terrasse, die dem Obergeschoß nach Süden in der ganzen Breite des Hauses vorgelegt ist. Eine weitere Terrasse ist dem Haus im Garten dem Untergeschoß vorgelagert, so daß man bei diesem ersten Haus von Döcker mit Fug und Recht von einem Terrassenhaus sprechen kann.

Das Haus ist mit einem flach geneigten Walmdach gedeckt, das weit vorspringt. Die „bay-windows“ im Erdgeschoß sind entfernt worden, aber ansonsten ist das Haus Krauter gut erhalten. Im unteren Teil des Grundstücks ist ein kleines Garagenhaus angeordnet.



Abb. 2 Stuttgart, Haus Sebald, Gartenansicht von Süden

### Haus Karl Sebald (Dr. Klien), 1923, Stuttgart, Rottannenweg 13

Das zweigeschossige Haus auf dem höher gelegenen Teil des Grundstücks, das nach Südosten fällt, wurde ursprünglich von der Talseite, von der Wernhaldenstraße her, erschlossen. Das starke Gefälle des Hanges – das Keller- geschoß trat talseitig als Vollgeschoß aus – bot Gelegenheit zur Anlage einer Terrasse vor dem Erdgeschoß über dem Garten nach Süden und

Südosten. Das Haus zeigte einen L-förmigen Grundriß, um möglichst vielen Wohnräumen eine Orientierung nach Süden und Südosten zu geben (Wohnzimmer, Herrenzimmer, Musikzimmer), die sich auf die vorgelagerte Terrasse öffnen. Die Wirtschaftsräume schlossen im Norden an. Im Ober- geschoß wurden die Schlafräume von einer einläufigen Treppe im Winkel des L erschlossen. Den Schlafräumen im Obergeschoß war nach Süden eine tiefe Loggia vorgelagert.

Auffallend war die plastische Gliederung des Baukörpers durch Terrasse und Loggia, Erker und Einsprünge, vor allem die Übernahme bestimmter stilistischer Elemente von Erich Mendelsohn, mit dem Döcker befreundet war: die Backstreifen, die Gurtgesimse der „Fensterbänder“, die gebrochenen Winkel der Terrassenöffnungen, die dem Hause eine dynamische Wirkung verliehen. Das Haus war mit einem winkelförmigen Walm- dach gedeckt; das Dach war aber wegen seiner flachen Neigung und seines weit überstehenden Traufgesimses aus der Nähe nicht sichtbar.

Das Haus gehörte noch deutlich der expressionistisch orientierten Über- gangsphase des Döckerschen Werkes an. Es wurde im Zweiten Weltkrieg stark zerstört und in veränderter Form wiederaufgebaut.

### Lichthaus Luz, 1926, Stuttgart, Königstraße 48

Döcker errichtete das Geschäftshaus Luz als achtgeschossige Stahlrah- menkonstruktion auf einer Grundfläche von nur 10 x 11 m auf einem Grund- stück an der Königstraße zwischen Langer Straße und Gymnasiumstraße auf der Basis einer Vorplanung des Architekturbüros Eisenlohr & Pfennig. Diese Vorplanung überarbeitete er jedoch durchgreifend in der Konstruk- tion, Erschließung und Raumbildung, vor allem aber in der äußeren Gestal- tung.

Im Erdgeschoß und im 1. Obergeschoß war das Geschäft des Lichthauses untergebracht, im 2. bis 5. Obergeschoß waren Büros vorgesehen, im 6. Obergeschoß war die Wohnung des Geschäftsinhabers, und im 7. Oberge- schoß scheint ein Atelier gewesen zu sein. Die beiden obersten Geschosse waren an der nach Osten orientierten Straßenseite zurückgesetzt und ter- rassiert. Ein asymmetrisch angeordneter Erker sprang in den Oberge- schossen in die Königstraße vor.

Der achtgeschossige Rahmenbau aus Stahl, der sich zwischen den Brand- wänden der Nachbarbauten erhob, ermöglichte eine stützenfreie Ge- schoßfläche, die frei unterteilbar war. Die Geschoßtreppe und der Aufzug

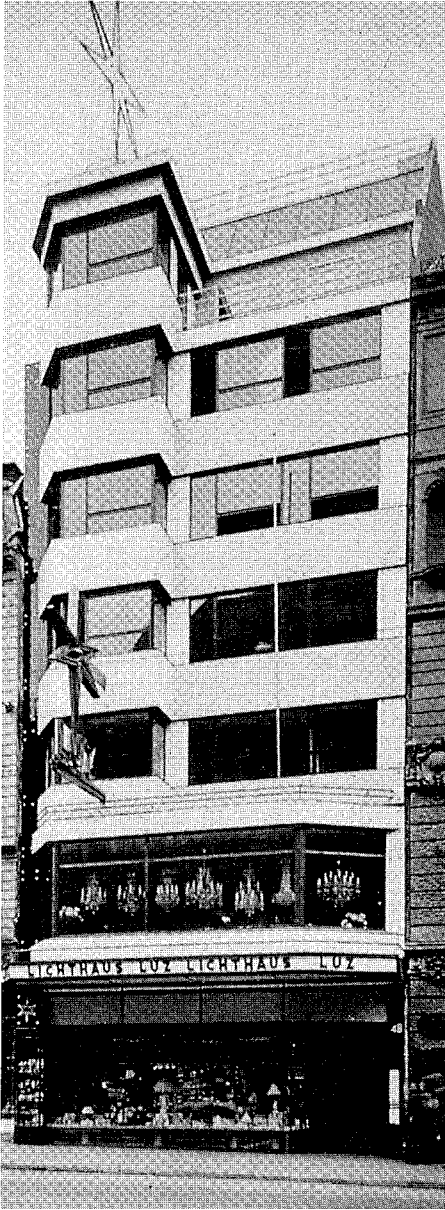


Abb. 3  
Lichthaus Luz, Ostansicht von der Königstraße

waren im Erschließungsflur an der nördlichen Brandwand angeordnet. An der südlichen Brandwand verband eine Treppe die beiden Geschäftsebenen im Erdgeschoß und im 1. Obergeschoß miteinander.

Aufsehenerregend waren die Verkleidungen der Brüstungen der Straßenfassade des Lichthaus aus weißem Opakglas, die nachts hinterleuchtet waren und zusammen mit den erleuchteten Fensterbändern unübersehbar Transparenz, Leichtigkeit und Helligkeit ausstrahlten. Der Neon-Stern auf der Leuchtschrift vor der Fassade setzte dem Lichthaus Luz noch einen strahlenden Schlußpunkt auf.

Das Lichthaus Luz wurde im Zweiten Weltkrieg völlig zerstört. Die Lücke wurde in den 50er Jahren von Döcker in völlig anderer Form erneut bebaut – als Stahlbeton-Rasterbau für das Schuhhaus Böhmer.

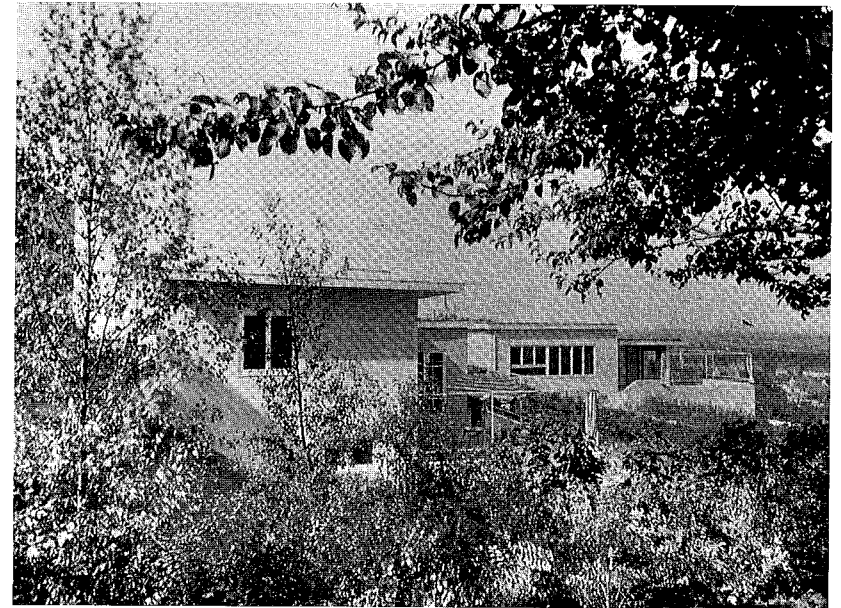


Abb. 4 Stuttgart, Weißenhofsiedlung, Häuser Nr. 21 und 22, Gartenansicht von Südosten

Weißenhof-Siedlung, Häuser Nr. 21 und 22, 1926/27, Stuttgart, Bruckmannweg 10 und Rathenaustraße 9

Richard Döcker hatte zusammen mit anderen Stuttgarter Kollegen im Sommer 1924 die Idee der Weißenhof-Siedlung konzipiert und ihre Realisierung durch den Deutschen Werkbund mit Unterstützung der Stadt Stuttgart durchgesetzt. Döcker selbst baute als einer von 17 beteiligten Architekten zwei Häuser in der Siedlung.

Die beiden Weißenhof-Häuser waren versetzt nebeneinander in unterschiedlicher Höhe auf dem Osthang des Weißenhof-Geländes zwischen Bruckmannweg und Rathenaustraße angeordnet. Sie wurden beide im Zweiten Weltkrieg zerstört. Beide Häuser waren Winkelhäuser mit vorgelagerten Terrassen: Das obere Haus (Nr. 21) war ein „splitlevel“-Typ, es umfaßte einen hochgelegenen Schlaftrakt (mit einem Keller darunter), einen Wirtschaftsflügel mit Eßplatz auf dem Eingangsniveau und einen tiefer gelegenen Wohnraum mit vorgelagerter Terrasse; das untere Haus (Nr. 22)

war zweigeschossig mit einem Schlaf- und einem Wohnflügel auf durchgehenden Geschoßflächen, nur der Eßplatz war gegenüber dem Wohnraum um einige Stufen erhöht, dem Wohnraum dieses Hauses war eine teilweise überdeckte Gartenterrasse vorgelagert. Die Gärten waren jeweils in mehrere Terrassen-Niveaus gegliedert.

Beide Häuser waren mit Flachdächern gedeckt, und zwar jeder Teilbaukörper unterschiedlicher Höhe für sich. So entstand eine abgestufte Dachlandschaft von verschiedenen Baukörperkuben im terrassierten Gelände. Diese Baukörperauffassung erinnerte sehr an die Bauten von Frank Lloyd Wright, Rudolph M. Schindler oder Richard Neutra, also an kalifornische Architektur der Mitte der 20er Jahre.

Beide Häuser waren nicht in Massivbauweise, sondern in neuen Holzbauweisen errichtet worden: Nr. 21 in Holzfachwerk mit Tekton-Platten, Nr. 22 in Feifel-Bauweise. Das zerstörte Haus Nr. 21 wurde bisher nicht wieder errichtet, das Haus Nr. 22 wurde in veränderter Form wiederaufgebaut. Den Grundtyp von Nr. 21 griff Döcker bei seinem Projekt für die Kochenhof-Siedlung 1933 wieder auf.

#### Krankenhaus Waiblingen, 1926–28, Waiblingen, Winnender Straße 45

Richard Döcker gewann 1926 beim Wettbewerb um den Neubau des Bezirkskrankenhauses Waiblingen den 1. Preis. Paul Bonatz war Vorsitzender der Wettbewerbsjury und sorgte dafür, daß der bahnbrechende Entwurf des Krankenhauses preisgekrönt wurde. Döcker führte seinen Wettbewerbsentwurf unmittelbar danach unverändert aus.

Das Krankenhaus gliederte sich in zwei Bauteile: in den blockhaften, kubischen Behandlungsbau (mit Ambulanz, OPs und Verwaltung) und in den zweigeschossigen, langgestreckten, südorientierten und terrassierten Bettentrakt mit 2 x 32 Betten. Der Bettentrakt war einbündig, an den 2,50 m breiten Flur schloß das etwa 5 m tiefe Zimmer an mit den Fenstertüren zur davor liegenden Terrasse, die ebenfalls 2,50 m tief war. Der Bettentrakt war etwa 110 m lang und in der Mitte einmal verkröpft. Am östlichen und westlichen Ende sowie in der Mitte des Bettentrakts waren jeweils Tagesräume mit Teeküchen, Schwestern- und Arztzimmer angeordnet.

Döcker entwickelte das Krankenhaus Waiblingen als „Terrassentyp“, weil er aufgrund der medizinischen Literatur seiner Zeit vom wichtigen Heilungsfaktor „Licht, Luft und Sonne“ für Tbc und andere Krankheiten, auch für das Ausheilen von Operationswunden, überzeugt war. Deshalb sollte das Kran-

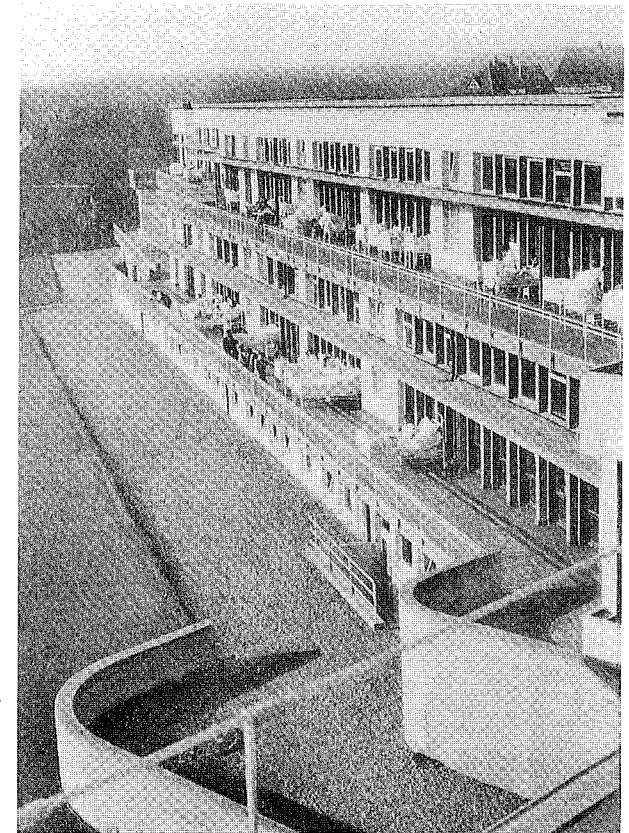


Abb. 5  
Waiblingen,  
Krankenhaus,  
Blick auf die  
Terrassen  
von Osten.

kenzimmer teilweise oder vollständig durch dreiteilige Hebe-Schiebe-Fenster geöffnet werden und die Kranken in ihren Betten unmittelbar aus dem Krankenzimmer auf die Terrasse gerollt werden können. Die Terrasse war teilweise durch ein Vordach (1,5 m auskragend) gegen Regen geschützt; das Vordach, unter einem Oberlicht angeordnet, diente im Sommer als Sonnenschutz für die Krankenzimmer, erlaubte aber im Winter durch seinen Auskragungswinkel eine ausreichende Durchsonnung der Zimmer. Der Krankenhausbau war eine Stahlskelettkonstruktion. Der Bau war im Entwurf außerordentlich gut durchgearbeitet im Hinblick auf Wärmedämmung, Schallisolierung, Sonnenschutz und Schutz gegen die Witterung. Ein



zweiter Bauabschnitt zur Erweiterung des Krankenhauses war von Döcker vorgesehen: Südlich des Bettenhauses sollte tiefer am Hang ein zweiter terrassierter Bettentrakt parallel zum schon vorhandenen errichtet werden, ebenfalls mit Anschluß an den Behandlungsbau. Dazu kam es nicht mehr. Das Krankenhaus Waiblingen wurde vielmehr in den 60er Jahren abgebrochen und durch einen konventionellen Neubau ersetzt.

### Haus Dr. Gustav Kilpper, 1927, Stuttgart, Pischekstraße 72

Das Haus für den Generaldirektor der Deutschen Verlagsanstalt liegt an der oberen Schwelle eines steilen Südwesthangs an der Gerokruhe. Das zweigeschossige Haus mit L-förmigem Grundriß begrenzt winkelförmig eine lange, tiefe Zufahrt im oberen, ebenen Teil des Grundstücks. Das Haus ist bewußt auf die Hangkante gesetzt, so daß das Kellergeschoß als Souterrain über der tieferliegenden Terrasse erscheint. Vom hochliegenden Wohngeschoß sind direkt nur zwei kleinere seitliche Terrassen im Osten (vom Wohnzimmer und Herrenzimmer her) und im Westen (vom Eßzimmer und Damenzimmer her) erreichbar, die aber beide Abgänge zur großen Gartenterrasse haben. Eine weitere Zwischenterrasse vermittelt zum Garten am Hang.

Über dem Wohngeschoß ist den zurückgesetzten Schlafräumen über die Länge des Hauses eine Terrasse vorgelegt. Übertagt wird die Anlage durch einen Turm mit Sonnendeck, eine Art Belvedere, das sich auf zwei Stützen erhebt. Der Grundriß des Erdgeschosses zeigt die vier Wohnräume nach Süden, den Wirtschaftstrakt nach Norden. Die Treppenhalle wird hauptsächlich vom Dachoberlicht des Obergeschosses her erhellt sowie von einem niedrig gelegenen Fenster über dem Zwischenpodest der Treppe. Die elegante Inneneinrichtung des Hauses mit Möbeln von Döcker im Herren- und im Eßzimmer ist erhalten geblieben.

Das Haus ist mit einem Flachdach gedeckt. Der Baukörper des Hauses Kilpper erscheint asymmetrisch aufgebaut, und doch sind Reste von Axialität und Symmetrie im Grund- und Aufriß erhalten geblieben: Der Hauptteil der Südfassade ist im Erdgeschoß fünfachsig, die mittlere Achse liegt in der Achse des Hauseingangs; dem Westturm mit dem Rücksprung darunter entspricht im Osten die mit einem Pergoladach gedeckte Terrasse im Rücksprung dort. Allerdings fehlt ein Abgang zur Terrasse in der Mittelachse. Dennoch ist eine noch vorhandene Bindung an die Tradition unverkennbar. Für einen Architekten, der eine Architektur ohne Präzedenz wollte, ist dies erstaunlich.

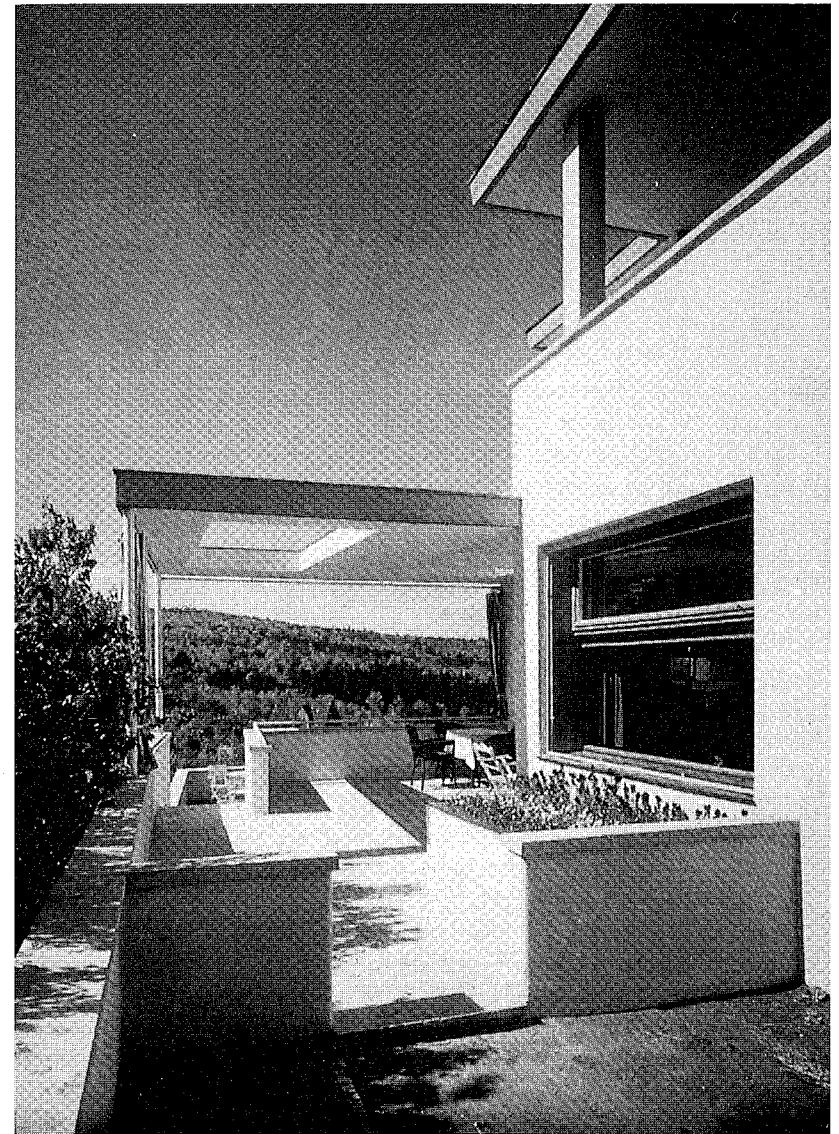


Abb. 6 Stuttgart, Haus Dr. Kilpper, Terrasse von Südosten

Siedlung Im Wallmer, 1929–31, Stuttgart, Wallmerstr. 100/112, 116/122, Fiechtnerstr. 23–46, Sattelstr. 47/69

Der BDA-Landesverband Württemberg-Hohenzollern wurde vom Städtischen Hochbauamt Stuttgart 1929 beauftragt, eine Siedlung im Wallmer im Anschluß an einen bereits vorhandenen Siedlungsteil von 1925/26 zu errichten. Der BDA stellte neun Architekturbüros zusammen, die als Kollektiv unter der Leitung eines Gruppenleiters die Planung bearbeiteten. Auf den Plänen der Wallmer-Siedlung finden sich die Unterschriften von Richard Döcker und Paul Heim; sie haben die Planung der Siedlung geleitet. 1929/30 wurden 262 Wohnungen gebaut, 1930/31 noch einmal 54 Wohnungen, insgesamt also 316 Wohnungen.

Das Gelände ist ein Südwesthang, der vom Neckartal zu den Untertürkheimer Höhen ansteigt. Das Gelände ist etwa 180 x 100 m, also 1,8 ha groß, es steigt um etwa 10 m nach Nordosten an. Die zwei Erschließungsstraßen, die Sattel- und die Wallmerstraße, begrenzen das Siedlungsgelände im Nordosten und im Südwesten, sie verlaufen wie die mittlere Wohnstraße, die Fiechtnerstraße, parallel zu den Höhenlinien des Hanges. Eine Querstraße senkrecht zum Hang, die Biklenstraße mit dem Sammelkanal der Entwässerung, war bereits festgelegt worden. Die Zahl der Wohnungen (ca. 300 WE), die Größe der Wohnungen, die Geschoszahzahl und die Grundrißgliederung war vom Hochbauamt festgelegt worden. Mehrere Läden, eine Zentralwaschküche, eine zentrale Garage und einige Kinderspielplätze sollten geplant werden. Eine Erweiterung der Siedlung sollte vorgesehen werden.

Die städtebauliche Disposition des Städtischen Hochbauamtes – die Fortsetzung der vier Zeilen der Siedlung von 1925–26 – wurde vom BDA-Kollektiv verändert: Die neue Siedlung sollte mit vier Zeilen an die alte Siedlung anschließen, aber in abgeknickter Form, so daß im Nordosten am Knick der Sattelstraße an der Ecke zur Biklenstraße eine fünfte Zeile angesetzt werden konnte, die auch zur Erreichung der Zahl von 316 Wohnungen auf diesem kleinen Grundstück unbedingt erforderlich war. Die Hauseinheiten haben drei Wohngeschosse und ein halbes Dachgeschoß, haben also aufgrund des Gefälles eine Höhe von ca. 10 m. Der minimale Zeilenabstand durfte das Anderthalbfache der Gebäudehöhe betragen, also 15 m; dieser Abstand ist genau eingehalten worden. Die Zeilen sind in Nordwest-Südost-Richtung errichtet worden, so daß die Wohnräume sehr günstig nach Südwesten und die Schlaf- und Wirtschaftsräume nach Nordosten orientiert sind.



Abb. 7 Stuttgart, Siedlung Im Wallmer von Südosten

Die Grundrißdispositionen von Hochbauamt und BDA-Team waren bei etwa gleicher Grundrißgröße (12,8 x 8,6 m) sehr verschieden: Das Hochbauamt sah das Treppenhaus auf der Nordostseite vor, die Küche gegenüber an der Südwestseite; dadurch wären zwei Schlafzimmer an der Nordostseite neben dem Treppenhaus angeordnet gewesen, das WC an einem Putzbalkon nach Südwesten, kein Bad. Der Grundriß des BDA-Teams dagegen verlegte die Küche konsequent neben das Treppenhaus mitsamt dem WC (alternativ Bad mit WC), so daß zwei Zimmer nach Südwesten orientiert werden konnten und nur ein Zimmer nach Nordosten; außerdem sah das BDA-Team eine Balkon-Loggia nach Südwesten vor dem Wohnzimmer vor. Das BDA-Kollektiv setzte sich mit seinem Vorschlag durch. Die 3-Zimmer-Wohnungen sind etwa 50 qm groß und besitzen einen ausgezeichneten Grundriß. Das Treppenhaus ist an der Nordostseite etwas aus der Fassade herausgerückt, die vorspringenden Treppenhäuser geben der Eingangsfassade einen eleganten Rhythmus; auch die andere Fassade ist durch die vorspringenden Balkon-Loggien gut gegliedert und rhythmisiert. Die Gestaltung der Zeilen und der ganzen Siedlung ist kubisch: Die Zeilen haben jeweils an einem Ende einen versetzten Kopfbau mit einer Wohnung,

die nach Südwesten vorgeschoben worden ist, mit auskragenden Eckbalcons. Am Hang staffeln sich die Zeilen mit ihren vorspringenden Kopfbauten und ihren terrassierten Flachdächern von der Wallmer- zur Sattelstraße hinauf. Die oberste Zeile der Wohnhäuser überbrückt die Biklenstraße. Die geplante Erweiterung mit zwei weiteren im Südwesten vorgelagerten Zeilen, einer großen Grünanlage an der Wallmerstraße und im Südosten anschließenden Zeilen mit siebengeschossigen Hochhaus scheiben ist wegen der Wirtschaftskrise nicht mehr realisiert worden – die lebhafteste städtebauliche Baumassendisposition hätte noch an Bildhaftigkeit gewonnen. Die Siedlung ist unzerstört erhalten geblieben. Die Farbigkeit der Zeilen ist jedoch verändert worden. Die für heutige Wohnbedürfnisse oft zu kleinen Wohnungen sind z. T. zusammengelegt worden.

Haus Dr. Richard Döcker, 1931, Stuttgart, Hermann-Kurz-Str. 44

Das eigene Haus Döckers liegt unmittelbar oberhalb des Hauses Vetter (1927/28, Birkenwaldstraße 169) an der oberen Hangschwelle. Es ist am unteren Ende einer längeren und abschüssigen Zufahrt, die von der Hermann-Kurz-Straße zum Haus führt, angeordnet. Mit seinem winkelförmigen Grundriß bildet es einen Zufahrtshof. Das Haus besteht aus einem hohen zweigeschossigen und einem flachen eingeschossigen Baukörper, die zu einem winkelförmigen Ensemble zusammengefügt sind. Diesen Eindruck der „Zusammenfügung“ vermittelt Döcker vor allem an der Talseite durch ein schönes Spiel mit leeren und vollen Volumina der beiden sich durchdringenden Kuben.

Die Zusammenfügung des Hauses aus zwei Bauteilen ist funktionell logisch: Der flache Quader nimmt das Büro Richard Döckers auf, der hohe Kubus das eigentliche Wohnhaus mit Wohn- und Schlafgeschoß. Vom Eingang mit dem Windfang gelangt man in die Diele, ins Zentrum des Wohnhauses. Von hier aus ist der Bürotrakt und der Wohnbereich zugänglich. Ein seitlich von der Halle angeordnetes Treppenhaus erschließt das Obergeschoß mit den Schlafräumen. Das Arbeitszimmer Döckers befindet sich genau an der Schnittstelle der beiden Bauteile zwischen Wohnraum und Büro. Im Wohnbereich überzeugt die Lichtführung und der fließende Raumübergang zwischen Wohn- und Eßzimmer und der teilweise gedeckten Terrasse. Das Haus steht in einem terrassierten Garten mit weitem Blick auf den Stuttgarter Talkessel.

Das Haus Döcker von 1931 ist in gestalterischer Hinsicht das avantgardistischste Haus Döckers gewesen; es ist knapp und einfach und dennoch im

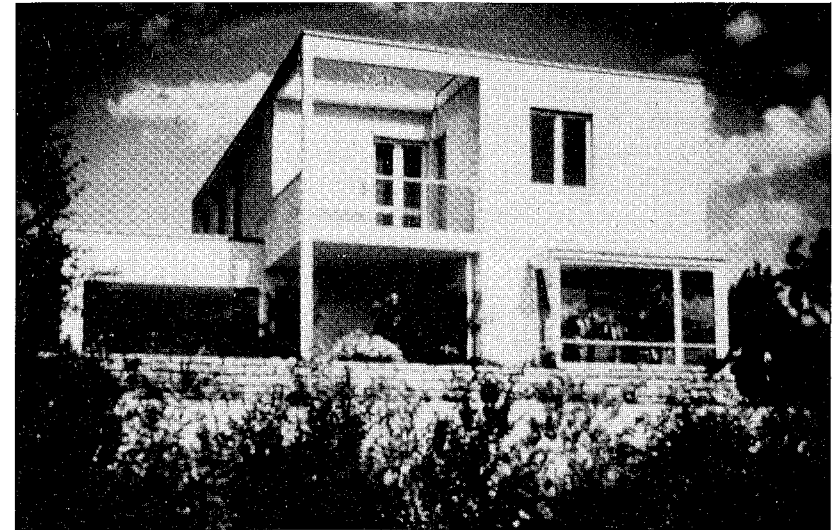


Abb. 8 Stuttgart, Haus Döcker, Gartenansicht von Osten

Widerspiel der beiden Bauteile und der Durchdringung ihrer Volumina räumlich sehr differenziert.

Das Haus ist im Zweiten Weltkrieg teilweise beschädigt worden, Döcker hat es 1947 wiederaufgebaut und in den 50er Jahren noch erweitert.

Kochenhof-Siedlung, Wohnhaus (Projekt), 1933, Stuttgart

Im Auftrag des Deutschen-Werkbunds hatte Richard Döcker 1932/33 eine zweite Werkbund-Siedlung „Deutsches Holz“ in Stuttgart auf einem Gelände am Kochenhof geplant, er konnte sie jedoch unter den veränderten politischen Umständen nach der „Machtübernahme“ Hitlers nicht mehr verwirklichen: Paul Schmitthenner ließ sich im April 1933 die Ausführung vom NS-Oberbürgermeister Dr. Karl Strölin übertragen und führte die Kochenhof-Siedlung dann nach seinen eigenen Vorstellungen aus.

Von den verschiedenen Projekten für Einfamilienwohnhäuser in Holzbauweise in der von Richard Döcker geplanten Kochenhof-Siedlung möchte ich wenigstens einen Entwurf für ein winkelförmiges Haus mit versetzten Geschossen zeigen. Es war eine Weiterentwicklung des Weißenhof-Hauses Nr. 21. Das Haus sollte im nordwestlichen Teil des Geländes – in der Ecke



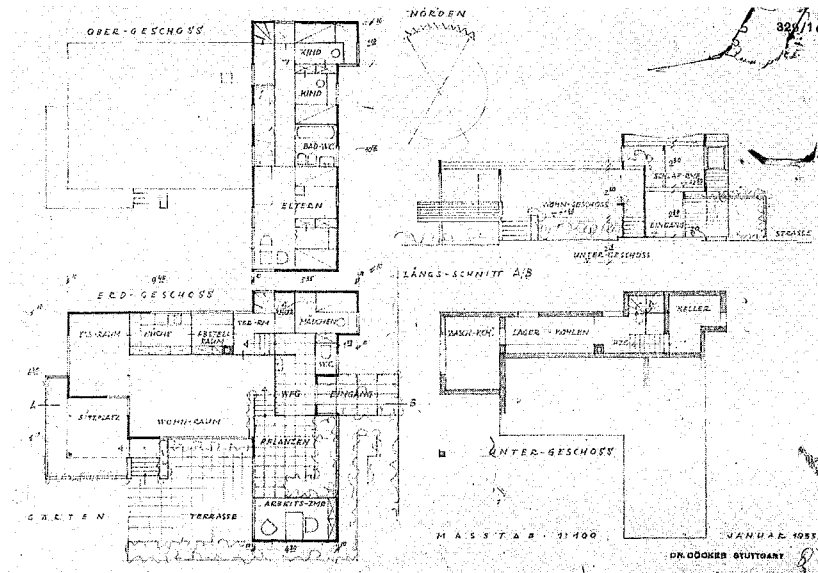


Abb.9 Stuttgart, Hausprojekt für die Kochenhofsiedlung

zwischen Otto-Reiniger-Straße und Carlos-Grethe-Weg – errichtet werden. Das projektierte Haus besteht aus einem zweigeschossigen ost-west-gerichteten Schlaftrakt und einem südorientierten Wohntrakt auf einem Souterrain. Man betritt das Haus von Osten von einem kleinen Wohnplatz her, der mitten in der geplanten Kochenhof-Siedlung liegen sollte, und erreicht einen großzügigen Eingangsbereich. Über eine Differenztreppe gelangt man zum Wohn-Eßraum mit Gartenterrasse nach Süden und einer nach Norden orientierten Wirtschaftszone mit der Küche. Über eine Wendeltreppe erreicht man das Schlafgeschoß über dem Eingang: Die Schlafzimmer sind einbündig an einem Flur nach Osten aufgereiht. Das Haus ist mit flach geneigten Pultdächern gedeckt.

Das zukunftsweisende Projekt war meines Wissens zu seiner Zeit völlig singular: Ludwig Mies van der Rohe baute Winkelhofhäuser, Hans Scharoun und Adolf Rading errichteten Häuser mit versetzten Geschossen, aber Döcker entwarf Winkelhofhäuser mit versetzten Geschossen! Es ist bedauerlich, daß die modernen Architekten nach 1933 in Deutschland nicht mehr die unbeschränkte Möglichkeit hatten, ihre Gedanken für den Wohnungsbau weiterzuentwickeln und zu realisieren.

## Haus Albrecht Kämmerer, 1934/35, Stuttgart, Stirnbrandstr. 8

Das Haus Kämmerer und das benachbarte Haus Nr.9 entstanden im Rahmen der NS-Mustersiedlung „Im Vogelsang“ auf einem nach Osten abfallenden Hang am Botnanger Sattel. Die beiden Häuser durfte Döcker aufgrund seiner Teilnahme am Wettbewerb für die Vogelsang-Siedlung, bei der er einen Ankauf gewann, ausführen; die gebauten Häuser haben allerdings mit seinem Wettbewerbsentwurf nichts zu tun.



Abb.10  
Stuttgart,  
Haus Kämmerer,  
Innenansicht  
der Halle

Das Haus liegt nördlich der von West nach Ost verlaufenden Erschließungsstraße, es wird durch einen Garagen- und Gewächshausbau von der Straße abgeschirmt. Das zweigeschossige, giebelständige Haus steht in einem leicht terrasierten Garten und ist mit einem Satteldach gedeckt. Nur die Eckbefensterung, der Eckbalkon am Südgiebel des Hauses und das asymmetrische Satteldach fallen aus dem Rahmen, nichts deutet auf die ungewöhnliche Lösung im Inneren des Hauses hin.

Man betritt über einen Vorraum eine zweigeschossige Halle mit einer Treppe zum Obergeschoß und einer offenen Galerie im Obergeschoß; von der Halle aus öffnet sich nach Süden der breite Wohnraum, der die ganze Giebelseite einnimmt, nach Westen das Eßzimmer, nach Südwesten ein gedeckter Sitzplatz neben dem Wohnraum. Die Halle öffnet sich mit einem zweigeschossigen Fenster nach Osten. Die Küche liegt an der fensterlosen Nordgiebelwand und öffnet sich nach Westen zum Garten. Das Obergeschoß mit vier Schlafzimmern und Bad wird von der Galerie über der Halle erschlossen. Das Dachgeschoß enthält zwei weitere Kammern. Die Halle mit dem großen Fenster erlaubt von der Galerie aus den Blick in den Stuttgarter Talkessel hinunter. Außerdem ermöglichte die Raumhöhe der Halle die Hängung großer Bilder (u.a. von Oskar Schlemmer), die der Bauherr gesammelt hatte.

Das Haus zeigt mit seinem geschlossenen Baukörper und dem Satteldach außen eine gewisse Anpassung an die nun herrschende Architektur-Doktrin, innen ist das Haus weiter den konzeptionellen Vorstellungen des „Neuen Bauens“ verpflichtet, in seiner freien, fließenden Raumbildung durch Halle, Wohn- und Eßzimmer.

#### Haus Yasu Grosse, 1937, Freiburg im Breisgau, Eichhalde 14

Das Haus entstand in der Phase zunehmender Isolation Döckers, in einer Zeit, die er nur durch private Aufträge aus dem Familien- und Freundeskreis überstehen konnte.

Das Haus Grosse liegt außerhalb von Freiburg in Herdern am Südosthang eines Berges am Waldrand. Das Haus ist eingeschossig, das Untergeschoß tritt jedoch hangseitig nach Südosten als Vollgeschoß aus. Das Haus besitzt einen winkelförmigen Grundriß, es ist mit einem Satteldach gedeckt, an das ein niedrigeres Walmdach über dem kurzen Querflügel anstößt. Dem Winkel des L-förmigen Grundrisses ist eine ebenfalls L-förmige Terrasse nach Südwesten vorgelagert.

Das Erdgeschoß weist eine Halle mit Treppe und Galerie auf, die sich ins

Dachgeschoß öffnet und von oben durch eine Schleppgaube erhellt wird. Von der Halle aus betritt man einen winkelförmigen Wohn-Eßraum, der die Küche umgreift. Am entgegengesetzten Ende des Wohnraums stößt die Bibliothek, das Arbeitszimmer der Bauherrin, aus dem geschlossenen Baukörper vor und umgreift die Terrasse. Der Wohnbereich besteht aus einer S-förmigen Raumkonfiguration (Eß-Wohn- und Bibliotheksraum), deren offener, fließender Raum wie die zweigeschossige Halle deutlich den Raumvorstellungen der 20er Jahre verpflichtet ist. Nur im Äußeren hat Döcker sich dem „Zeitgeist“ angepaßt, er hat seine Fassadenpläne mit dem ironisch gemeinten Zusatz unterschrieben „Gefertigt im Sinne der Vorschriften des Stadtbauamtes“.

Das Haus ist gut erhalten, es ist 1987 an der Bergseite um einen Dielen-vorbau erweitert worden. Es ist ein Dokument der Verteidigung des modernen Baugedankens und des Widerstands gegen die NS-Architekturdogmen durch Richard Döcker.

### 3. Döckers Architekturkonzeption

Richard Döcker hat bei den verschiedenen Bauaufgaben, die er zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg bearbeitet hat, immer darum gekämpft, die traditionelle Trennung von Bauwerk und Umwelt aufzuheben. Ihm ging es vor allem darum, das Innere des Hauses und das Äußere miteinander zu verbinden. Er hat deshalb allen seinen Wohnhäusern, seinen Krankenhäusern, selbst den Bürogebäuden in den Dachgeschossen Terrassen vorgelegt, um Innen und Außen ineinander übergehen zu lassen. In seinem Buch „Terrassentyp“ hat er dargelegt, daß eine terrassenförmige Anlage über alle Baugattungen, ja für die Stadt entscheidende Vorzüge bietet. Döcker hat neben der Verbindung von Innen und Außen immer die Lösung des Grundrisses für die wichtigste Aufgabe gehalten; diesen Anspruch hat er eingelöst, ihm ist in seiner Arbeit an den Grundrissen die Entwicklung neuer Typen im Bereich des Wohnungsbaus und des Krankenhausbaus gelungen. Bei der Arbeit am Grundriß hat Döcker immer auch die Raumbildung gestaltet, die Schaffung eines „fließenden Raumes“, der Räume und Bereiche miteinander verbindet und ineinander übergehen läßt, der durch das Licht und den Raum so inszeniert ist, daß eine Bewegungsführung wie von selbst entsteht.

Richard Döcker hat in seinen Bauten gerne neue Konstruktionen und Materialien verwendet, wenn dies der besseren Erfüllung der gestellten Auf-

gaben diene. Besonders anschauliche Beispiele dafür sind das Krankenhaus Waiblingen und das Lichthaus Luz gewesen.

In der Gestaltung hat Döcker sich einer Architektur ohne Bindungen an die Tradition zugewandt, er wollte eine Architektur, deren Funktionalität intuitiv zum Zeichenhaften, zum Bildhaften verdichtet werden sollte und die in die gegebene Topographie und städtebauliche Situation eingebunden werden sollte. Dies ist ihm bei seinen Einfamilienwohnhäusern, bei seinen Siedlungen und Krankenhäusern meisterhaft gelungen: Er hat seine Häuser immer so am Hang angeordnet, daß sie mit ihren Terrassen ganz zwanglos und wie selbstverständlich aus der Topographie herauswachsen und sich in die umgebende Situation unaufdringlich einordnen.

In seinem Buch „Terrassentyp“ von 1929 hat Richard Döcker seine fünf Punkte für eine neue Architektur dargelegt:

1. Die „Sprengung des geschlossenen Baukörpers“, das „Verschwinden der Trennung von Innen und Außen“ und die „Einbeziehung des Freien durch Fenster, Veranden und Terrassen“;
2. der Entwurf des „gesunden Grundrisses von bestem Gebrauchswert“;
3. die „Nutzung neuer Konstruktionen und Materialien“;
4. der „Formwille“ – „Gestaltungswille“, die „Intuition, gefühlsmäßiges Finden der Form für Bauaufgaben“;
5. das „Einordnen des Einzelhauses in die städtebauliche Gesamtkomposition“, die Berücksichtigung der „Bedeutung der dritten Dimension der Höhe“.

Richard Döcker wünschte sich als Architekt der 20er Jahre, der Weimarer Republik vor allem die Entwicklung einer „Sozialen Baukultur“, die die „Erfüllung der Lebensbedürfnisse der menschlichen Gesellschaft heute als einer sozialen Gemeinschaft“ verwirklichen sollte. An der Entwicklung einer sozialen Baukultur hat Richard Döcker sein Leben lang mit großer Hingabe mitgearbeitet.

## Literatur:

Wohnhaus Krauter in Plüderhausen. Architekt Reg.-Baumeister R. Döcker, Stuttgart. In: Bauzeitung, Stuttgart, 18. Jg. (1921) (November), S. 7–11.

Richard Döcker: Lichthaus Luz in Stuttgart, Haus W. in Hechingen, 1925, Wohnhäuser auf der Werkbundaussstellung Stuttgart. In: Bauwelt, Berlin, 18. Jg. (1927) H. 47, S. 1171–1173 (S. 105–107 Beilage „Der Neue Bau“).

Deutscher Werkbund (Hrsg.): Bau und Wohnung. Die Bauten der Weißenhofsiedlung in Stuttgart. Stuttgart 1927, S. 38–47.

Richard Döcker: Haus Generaldirektor K., Stuttgart. Ausstellungsgebäude der Möbelfabrik Buschle, Stuttgart. In: Bauwelt, Berlin, 19. Jg. (1928) H. 26, S. 601–608 (Beilage S. 41–48).

Richard Döcker: Bezirkskrankenhaus Waiblingen 1926/28. In: Bauwelt, Berlin, 20. Jg. (1929) H. 1, S. 9–16 (S. 1–8 der Beilage „Der Ring“).

Richard Döcker: Städtische Siedlung Wallmer, Stuttgart-Untertürkheim 1929–30. In: Bauwelt, Berlin, 21. Jg. (1930) H. 49, S. 1605–1620 (S. 1–14 der Beilage „Der Ring“).

Richard Döcker: Terrassentyp. Krankenhaus, Erholungsheim, Hotel, Bürohaus, Einfamilienhaus, Siedlungshaus, Miethaus und die Stadt. Stuttgart 1929.

Richard Döcker: Haus in einem Weinberggarten, Stuttgart. In: Das Kunstblatt, Potsdam, 12. Jg. (1929) H. 9, S. 274–276.

Richard Döcker: Stuttgart – die schöne und moderne Stadt! In: Die Neue Stadt (Das Neue Frankfurt), Frankfurt/M., 6. Jg. (1932/33) H. 11, S. 233–246.

Richard Döcker: Das Formbild der Planfiguren. Entscheidung und Folgen. (Antrittsvorlesung). In: Die Bauzeitung, Stuttgart, 47. Jg. (1950) H. 4, S. 153–176.

Universität Stuttgart (Hrsg.): Richard Döcker zum Gedenken. Reden und Aufsätze Bd. 35. Stuttgart 1970.

Bund Deutscher Architekten BDA (Hrsg.): Richard Döcker 1894–1968. BDA-Architekturgalerie 1. (Ausstellungs-Katalog). Stuttgart 1982.

Karin Kirsch: Die Weißenhofsiedlung. Werkbund-Ausstellung „Die Wohnung“ – Stuttgart 1927. Stuttgart 1987, S. 156–162.

Friederike Mehla-Wiebking: Richard Döcker. Ein Architekt im Aufbruch zur Moderne. Braunschweig – Wiesbaden 1989, S. 114–116.

Dietrich Worbs: Das gerettete Haus Döcker. In: Bauwelt, Berlin, 80. Jg. (1989) H. 31, S. 1428.

Dietrich Worbs: Richard Döckers Architekturkonzeption. Zum „Neuen Bauen“ in Stuttgart in den 20er und frühen 30er Jahren. In: Wechselwirkungen. Jahrbuch Universität Stuttgart 1988. Stuttgart 1988, S. 27–34.

Dietrich Worbs: Richard Döcker – ein moderner Architekt der Stuttgarter Schule. In: Bauwelt, Berlin, 85. Jg. (1994) H. 23, S. 1238–1239.

## Bildnachweis

Abbildung 1–9 aus dem Döcker-Nachlaß in der Akademie der Künste Berlin mit freundlicher Genehmigung von Frau Mira Korfsmeier-Döcker, Freiburg i. Br.; Abb. 10: Foto Dietrich Worbs, Berlin.

Jürgen Joedicke

## Die Neugründung der Stuttgarter Schule nach 1945

Es ist in der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit nicht möglich, das mir aufgegebenes Thema der Neugründung der Stuttgarter Schule nach 1945 so zu behandeln, wie es der Gegenstand erfordern würde. So möchte ich mich darauf beschränken, einige Marginalien vorzutragen, sicher eher subjektive Erlebnisse.

Ich gehörte damals zu jenen jungen Architekten, die nach Kriegsende und rasch absolviertem Studium als Assistenten an dieser neu sich gründenden Schule tätig sein konnten, zusammen mit Günter Behnisch, Harald Deilmann, Erwin Heinle und Hans Kammerer.

Und wenn ich mich an diese Zeit erinnere, dann kommt es mir vor, als wären wir damals trotz allem äußeren Mangel wie auf elysischen Feldern gewandert. Über uns, so erschien es mir, erstreckte sich wie ein Himmelsgewölbe der Olymp mit seinen Göttern. Und es war wohl keine Frage, wer von denen, die dort oben wandelten, Zeus war, nur Zeus sein konnte.

Man kann es auch weniger poetisch, direkter ausdrücken. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit dem damaligen Ordinarius für konstruktiven Ingenieurbau und Statik, Dr. Karl Deininger. Er erzählte mir, daß jedes Mal, wenn im Herbst der neue Kleine Senat zu seiner ersten Sitzung zusammentrat und die neu gewählten Abteilungsleiter sich vorstellten, derjenige der Abteilung für Architektur immer und ewig der gleiche war, es war Richard Döcker.

Es war sicher notwendig, daß in den Jahren nach Kriegsende, in dieser Zeit des Umbruchs mit all ihren Konsequenzen, die Zügel in festen Händen lagen. Aber das forderte auch Widerstände heraus, und so waren die ersten Jahre an dieser Schule ganz gewiß nicht von olympischem Frieden erfüllt.

Im Gegenteil, es war eine Zeit heftiger Auseinandersetzungen, es ging um nicht mehr und nicht weniger als um eine Neubestimmung der Lehre an dieser Schule. Und die Fronten verliefen nicht nur zwischen den der Tradition verpflichteten Architekten und den Vertretern eines Neuen Bauens, sondern auch unter diesen gab es sehr unterschiedliche Meinungen über den weiteren Kurs an dieser Schule. Rolf Gutbier hat in seiner letzten Vorlesung an dieser Schule vor einigen Jahren hierüber in der ihm eigenen, prägnanten Weise berichtet.<sup>1</sup>

Worum es letztlich aber ging, war die Frage, ob die sich neu gründende Schule dem Neuen Bauen gegenüber offen sein sollte, oder sich an der Tradition orientieren sollte. Das wurde natürlich auch an Personen festgemacht, aber letztlich ging es um die Sache. Und Richard Döcker war wohl vor allem die Hinwendung zum Neuen Bauen zu verdanken.

Ich verwende diesen Begriff bewußt, um auf Unterschiede in der Erneuerungsbewegung der zwanziger Jahre zu verweisen, die entscheidend sind für das Bild der Architektur in dieser Zeit. Auf dem Weißenhof sind sie am Gebauten abzulesen, man braucht dazu nur das Haus von Hans Scharoun mit den beiden Häusern von Le Corbusier zu vergleichen, um die unterschiedlichen Auffassungen vom Bauen zu erkennen. Auf dem Weißenhof standen auch die beiden Häuser von Richard Döcker, und es ist keine Frage, wem er sich verpflichtet fühlt: es ist Hugo Häring und seine Auffassung vom Bauen, die tiefe Spuren im Bauen unserer Zeit hinterlassen hat. Hans Scharoun fühlte sich ihm verbunden, aber ebenso Rolf Gutbrod und Günter Behnisch.

Als 1965 das von Heinrich Lauterbach und mir herausgegebene Buch über Hugo Häring erschien, die erste Monographie über diesen Architekten überhaupt, war sich Richard Döcker als vielbeschäftigter Architekt nicht zu schade, eine Rezension zu schreiben. Und wie ein Spiegel, den jemand aufstellt, um darin ein Bild der Person und des Werkes zu gewinnen, wirft dieser Spiegel immer auch das Bild des Betrachters zurück. Worauf Döcker in seiner Besprechung abhebt, ist die „geistige Einstellung des Schaffenden“, ist der Ansatz nicht vom „Ästhetisch-Formalen“ auszugehen, sondern vom „Geistig-Philosophischen“. Wogegen er sich wendet, sind modische Tendenzen, was er zu erreichen versucht, sind Formen und Figuren, die in der Zeit und über die Zeit hinaus Bestand haben.<sup>2</sup>

Es ist charakteristisch für Zeiten der Veränderung, daß man sich an Zwecken zu orientieren sucht, obwohl das höchst zweideutig ist, da Zwecke, wie wir eigentlich wissen müßten, nie ohne Werte zu sehen sind. Auch bei Richard Döcker finden sich Formulierungen wie „Erfüllung des Zweckes und der lebensnotwendigen Bedürfnisse“ als Grundlage des Entwerfens, aber der promovierte Architekt wußte nur zu genau, daß Architektur niemals die logische Folge von Zwecken sein kann, sondern immer auch Form ist. Wie Hugo Häring forderte er daher das „gefühlsmäßige Finden der Form“. Was er ablehnte, war die a priori festgelegte Form, war die vorgewußte oder anderen Stilen entlehnte Form; – was er wollte war Formfindung.<sup>3</sup>

Als nach dem Ende des zweiten Weltkrieges die Hochschule wieder ihre Arbeit aufnehmen konnte, war bei der Architekturabteilung Hugo Keuerleber der einzige noch verbliebene Professor. Paul Bonatz lehrte in Istanbul,

andere waren emeritiert oder mußten sich einem Spruchkammerverfahren unterziehen.

Mit Hugo Keuerleber verbindet sich ein wichtiges Stück Geschichte dieser Schule. Zusammen mit Richard Döcker hatte er 1922/23 die Bebauung am Viergiebelweg in Stuttgart erstellt und gehörte zu jener Gruppe junger Architekten, die sich bei den Auseinandersetzungen um die Weißenhofsiedlung für ein Neues Bauen engagierten. Und es wirft sicher ein für manche erhellendes Licht auf die Situation an dieser Schule, daß trotz aller Kontroversen Hugo Keuerleber 1926 an die Stuttgarter Architekturabteilung berufen wurde. Diese Berufung war Paul Bonatz zu danken, der sich in seiner weltläufigen Art auch später für ihn einsetzen sollte. Bei Paul Bonatz war im übrigen in den Jahren zuvor, von 1922–1925, Richard Döcker Assistent gewesen.

Bedeutungsvoll an der Berufung Keuerlebers war freilich etwas ganz anderes. Zum ersten Mal wurde mit ihm ein Architekt für die Lehre in den technischen Fächern, für Baustoffkunde, Gebäudeausbau und Technik, berufen. Das Ziel war, alles in eine Hand zu legen, die Trennung von Kunst und Technik aufzuheben, „... statt vier oder fünf Ingenieurspezialisten einen einzigen Architekten aus dem Schatz seiner Erfahrungen berichten lassen“, so jedenfalls hat Bonatz diese Entscheidung begründet.<sup>4</sup> Es war ein bedeutungsvoller Schritt, und er sollte Folgen haben bis in unsere Zeit.

Richard Döcker, der nach Kriegsende Generalbaudirektor der Stadt Stuttgart war, wurde 1947 berufen und zwar auf den Lehrstuhl für Städtebau und Entwerfen und ein Jahr zuvor Hans Volkart, der das für die Architektenausbildung so wichtige Fach der Gebäudekunde übernahm.

Wie Döcker und Volkart hatten auch die später Berufenen Hans Brüllmann und Günter Wilhelm für Baukonstruktion, Rolf Gutbier für Siedlungswesen, Rolf Gutbrod für Innenarchitektur in den dreißiger Jahren in Stuttgart studiert oder waren hier Assistent gewesen.

Hinzu kamen der aus dem Umkreis des Bauhauses stammende Maximilian Debus für die Vorlehre und Curt Siegel für die Tragwerkslehre. Die Baugeschichte vertrat wieder Harald Hanson. Wilhelm Tiedje, zuvor in den dreißiger Jahren mit Schmitthenner für die Baukonstruktion zuständig, übernahm den Architektenlehrstuhl bei den Bauingenieuren, auch dies eine Tradition dieser Schule, auf Paul Bonatz zurückgehend und von Hans Kammerer und Kurt Ackermann weitergeführt.

Dieser Lehrkörper blieb im wesentlichen über zwei Jahrzehnte konstant. Richard Döcker, der Begründer und Erneuerer dieser Schule, wurde 1958 emeritiert. Sein Nachfolger als Ordinarius wurde Horst Linde, allerdings nur für kurze Zeit, da er wenig später den neu geschaffenen Lehrstuhl für Hoch-

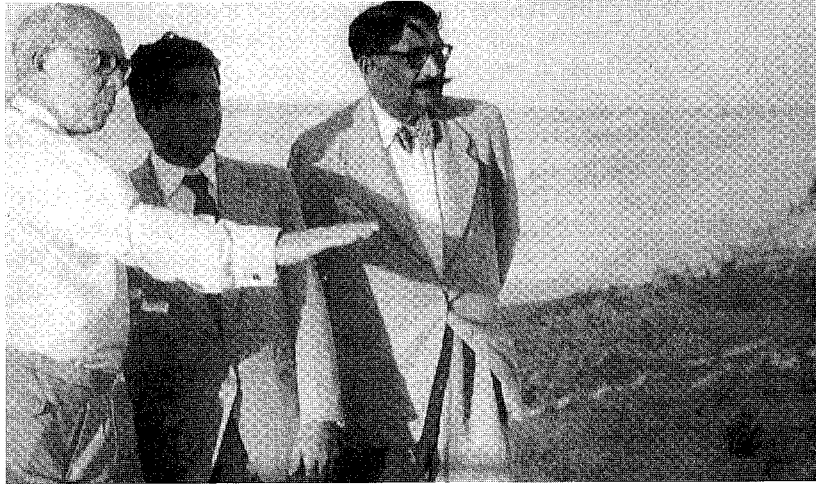
schulbau und Entwerfen übernehmen sollte. Sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Städtebau wurde 1966 Antero Markelin, der aber bereits zur nächsten Generation gehört, ebenso wie Harald Deilmann, der Hans Volkart auf dem Lehrstuhl für Gebäudekunde ablöste. Rudolf Schoch wurde 1962 auf den neu geschaffenen Lehrstuhl für Ländliche Siedlungsplanung berufen und Walter Rossow auf den Lehrstuhl für Landschaftsplanung.

Es war ein Kollegium von sehr eigenwilligen Persönlichkeiten, wie es überhaupt im Rückblick deutlich wird, daß diese Architekturschule in ihrer Entwicklung immer dann eine Blütezeit erlebte, wenn es gelang, herausragende Persönlichkeiten als Lehrer zu gewinnen. Da freilich derartige Architekten ihre Ecken und Kanten haben, sind und waren Funkenschlag und tiefgreifende Auseinandersetzungen das tägliche Brot dieser Schule, was ich persönlich immer als höchst belebend empfunden habe.

Im Rückblick erscheinen die fünfziger und sechziger Jahre als eine Blütezeit dieser Schule. Wie damals, als Leins in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lehrte oder als Theodor Fischer zu Beginn dieses Jahrhunderts die Stuttgarter Schule begründete und Bonatz, Schmitthenner und Wetzel in den zwanziger Jahren in Stuttgart lehrten.

Durch Richard Döcker hatte die Schule nach Beendigung des zweiten Weltkrieges den Anschluß an das Neue Bauen gefunden. Dieser Linie blieb die Schule treu, auch wenn Modifikationen seit dem Ende der fünfziger Jahre nicht zu übersehen sind. Ihr Fundament war ein erneuertes Verständnis des Bauens, Offenheit gegenüber neuen Tendenzen, aber zugleich Ablehnung alles Monströsen und Übersteigerten. Wer sich modischen Neigungen hingab, fiel scharfer Kritik zum Opfer.

Die Schule war relativ klein und überschaubar. Die Zahlen der Studierenden hielten sich in Grenzen, von den Problemen, vor denen die nächste Generation von Hochschullehrern, also meine Generation, stehen sollte, dem Übergang von einer Meisterschule zu einer Ausbildungsstätte für viele, zu einer Massenuniversität, aber auch von den Auseinandersetzungen der Jahre um 1968, war noch nichts zu spüren. Gemeinsam mit den Bauingenieuren bildeten die Architekten eine Fakultät und gemeinsam wurden auch alle wichtigen Fragen der Lehre und Forschung entschieden. Wie schon früher war auch in diesen Jahren die Konferenz der Hochschullehrer zur Benotung der Entwurfsarbeiten und der Diplomarbeiten das Forum, auf dem nicht nur sehr unterschiedliche Meinungen ausgetragen wurden, sondern auch die Stätte, wo sich allmählich eine gewisse Linie dieser Schule bildete. Alle Ordinarien saßen an einem Tisch, um gemeinsam jeden Entwurf und jede Diplomarbeit zu beurteilen. Das war der Kern der Lehre damals, heute



Besprechung auf dem Baugelände für die Universitätsstadt Hyderabad 1957. Aufnahme G. Kilpper. Aus: R. Döcker: Eine Universitäts- und Hochschulstadt im westpakistanischen Indien. Baukunst und Werkform Jg. XIII, 1960

verbietet sich ein solches Verfahren bei der großen Anzahl der Studierenden von selbst. Aber vielleicht ist die öffentliche und offene Diskussion zwischen Lehrer und dem einzelnen Kandidaten vor der Notenbestimmung eine angemessene Antwort auf die Situation an einer Hochschule für viele. Es war wohl Werner Hegemann, der 1928 als erster in der Zeitschrift „Wasmuths' Monatshefte“ in einer umfassenden Darstellung der Lehre in Stuttgart, den Begriff Stuttgarter Schule prägte und damit die von Theodor Fischer begründete Schule meinte, an der in den zwanziger Jahren mit so großem Erfolg Paul Bonatz, Paul Schmitthenner und Heinz Wetzlar tätig waren.<sup>5</sup> Der Begriff hatte sich rasch eingebürgert und wurde später auch auf die Generation der Lehrer nach 1945 angewendet.

Was besagt dieser Begriff eigentlich, der in so unbefangener, in so selbstverständlicher Weise immer wieder auf Stuttgart angewendet wird und der sich auch unter den Themen der Einladung zu diesem Kolloquium findet? Ich sagte es schon, es ist sicher in diesem Zusammenhang und in dem mir vorgegebenen zeitlichen Rahmen nicht möglich, die Spannweite dieses Begriffes auszuloten.

Um es auf einen sehr einfachen Nenner zu bringen: wenn unter Schule Einheitlichkeit der Lehrmeinungen verstanden wird, eine für alle verbindliche oder zumindest in wesentlichen Teilen übereinstimmende Sprache, dann ist

der Begriff in dieser Form auf Stuttgart wohl nicht anwendbar. Es gab zweifellos Gemeinsamkeiten zwischen einzelnen Lehrern, aber kennzeichnend war wohl eher etwas anderes, die Vertretung der Lehre durch sehr unterschiedliche und sehr eigenwillige Persönlichkeiten, und das erscheint mir überhaupt ein Charakteristikum Stuttgarter Verhältnisse zu sein, nicht nur in den zwanziger Jahren, sondern auch in den Jahren nach 1945.

Vielleicht stellt sich auch der Begriff Schule bei der Architekturausbildung immer dann ein, wenn etwas geleistet wird, das weithin ausstrahlt. Und das ist in der Architekturlehre stets verbunden mit einzelnen Personen, mit dem Erfolg ihrer sehr speziellen Auffassung von der Lehre und ihrem Engagement in der Lehre, mit der Ausstrahlung der Person und mit dem Gebauten, mit dem Verhältnis also von Lehren, Denken und Bauen.

Auf die Gemeinsamkeiten zwischen den Hochschullehrern nach 1945 hatte ich bereits verwiesen. Es war die Öffnung der Schule zum Neuen Bauen hin, und nicht umsonst hatte Richard Döcker seine Antrittsrede 1950 mit einem Bekenntnis zu Hugo Häring und Hans Scharoun beendet<sup>6</sup>; – es war der Versuch in der Lehre, einen Neubeginn zu wagen, eigene Wege zu gehen, oder wie es Rolf Gutbrod einmal formuliert hat: es ging uns nicht um Wiederaufbau, sondern um einen Neubau.<sup>7</sup>

Manche dieser Blütenträume sind nicht gereift. Es war dies wohl auch in den turbulenten Jahren der Nachkriegszeit nicht anders zu erwarten gewesen. Worauf es aber immer wieder ankommt, ist dies: beim Entwerfen und Lehren über den Tag hinauszudenken, das Ideale anzustreben, um das in einer Zeit Mögliche zu erreichen.

Ohne utopischen Ansatz ist Architektur nicht möglich.

Und Lehre über Architektur wird nur dann ihrer Aufgabe gerecht, wenn sie stets ein Stück Hoffnung enthält.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Rolf Gutbier: Erlebnisse – Die Stuttgarter Architekturschule. In: Wechselwirkungen, Jahrbuch 1986. Herausgegeben im Auftrag des Rektors von der Presse- und Informationsstelle der Universität Stuttgart.

<sup>2</sup> Richard Döcker in einer Besprechung des Buches „Hugo Häring – Schriften, Entwürfe, Bauten“ in der Zeitschrift Architektur und Wohnform, Heft 5/1965.

<sup>3</sup> Richard Döcker: Terrassentyp. Stuttgart, 1929

<sup>4</sup> Paul Bonatz: Leben und Bauen. Stuttgart, 1950

<sup>5</sup> Eine zusammenfassende Darstellung der Lehre der Stuttgarter Schule findet sich in der Zeitschrift „Wasmuths' Monatshefte“ 1928, S. 474ff.

<sup>6</sup> Richard Döcker: Das Formbild der Planfiguren – Entscheidungen und Folgen. In: Die Bauzeitung, Heft 4, April 1950. Sonderdruck.

<sup>7</sup> Rolf Gutbrod: Was bleibt von 50 Jahren? In: Wechselwirkungen, Jahrbuch 1986. S. Anm. 1.

Dietrich W. Schmidt

## Vom pathetischen Aufbruch in die Moderne zur Stagnation im Dogma

Theoretische Anmerkungen zum Wandel von humanen Architekturvisionen

### Das Neue Bauen der zwanziger Jahre in Württemberg

Die sogenannte „klassische Moderne“, ein progressiv bis revolutionär verstandenes Bauen der Neuen Sachlichkeit, hat in Süddeutschland nicht eben viel hinterlassen. Dennoch kann man von den Württemberger Architekten immerhin eine erkleckliche Zahl mit dieser funktionalistisch geprägten Architekturauffassung in Verbindung bringen, jedenfalls zeitweise:

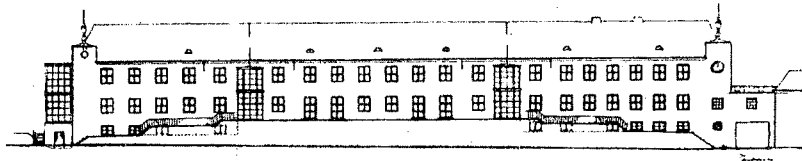
Alfred Daiber (1886–1961)<sup>1</sup> mit seinem Wettbewerbsbeitrag von 1931 für das Bezirkskrankenhaus Schwäbisch Gmünd<sup>2</sup> und der Brenzkirche nahe der Weißenhofsiedlung (1932–33), Albert Schieber<sup>3</sup> mit dem Hahn & Kolb-Haus (1925/26)<sup>4</sup> und der Siedlung Ziegelklinge in Heslach (1928) und Ernst Otto Osswald (1880–1960) mit seinem unverputzten Stahlbetonbau des Tagblatt-Turms (1926/27); dann Hugo Keuerleber (1883–1949), der 1926 die ehemalige Stadthalle an der Neckarstraße erbaute und mit Schneck 1927 einen modernen Konkurrenzentwurf für das Hochhaus des Tagblatts geliefert hat und das Büro Oscar Bloch & Ernst Guggenheimer (1880–1973) mit ihren Wohnhäusern an der Wilhelm-Busch-Straße<sup>5</sup> und in der Bopserwaldstraße; des weiteren Hans Volkart, der mit Trüdinger 1928–30 die neue Kirche in Hedelfingen errichtete, Martin Elsässer (1884–1957) z. B. mit seinem Haus Laub (1930) in der Tübinger Hausserstraße, Ludwig Eisenlohr (1894–1983), der mit seinem Partner Oscar Pfennig 1926–28 das travertinverkleidete Stahlbetonskelett des Mittnachtbaus und 1929–31 das sachlich-elegante Kaufhaus Breuninger in Stuttgart erbaute (und nach dem Krieg gemeinsam mit Döcker das Katharinenhospital), Paul Schmohl, Georg Staehelin und Albert Eitel, die mit Richard Bielenberg 1926–28 den Hindenburgbau am Stuttgarter Bahnhofplatz errichteten, in Tübingen Karl Weidle mit seiner Neuapostolischen Kirche und dem Haus Pietzcker in der Waldhäuserstraße (1932) und Karl Wägenbauer mit drei Wohnhäusern in der Hausserstraße (1930–31)<sup>6</sup>, schließlich vor allem Adolf G. Schneck (1883–1971) mit seinen vier Häusern am Weißenhof (1927–28)<sup>7</sup> und dem „Haus auf der Alb“ bei Bad Urach (1929–30)<sup>8</sup>.

Aber auch der Kirchenbauer Hans Herkommer (1887–1956), der 1938–41 für den NS-Staat das Generalkommando V auf dem Gelände der Weißenhofsiedlung plante, wandte sich in den späten zwanziger Jahren Formen der Moderne zu, etwa 1928 mit einem Einfamilienhaus in Schwäbisch Gmünd<sup>9</sup> und der katholischen Kirche St. Antonius in Kaltental. Gemessen an ihrem Einfluß jedoch waren all diese kaum mehr als Weggefährten einer Gruppe von fortschrittsgläubigen Architekten, die sich im Deutschen Werkbund und im Berliner Ring organisiert hatten. Zudem haben sich viele dieser um 1880 geborenen Architekten nur vorübergehend den modernen Auffassungen angeschlossen. Selbst der eher konservativ eingestellte Paul Bonatz (1877–1956) hat mit dem Zeppelinbau (1929–31) und eleganten Neckarstaustufen, die ihm teilweise zugeschrieben werden, zwischen 1927 und 1933 einen Beitrag zum Neuen Bauen geleistet. Ausschlaggebender Faktor war hier aber weniger die Verpflichtung gegenüber der Theorie der Moderne, als vielmehr die Berücksichtigung technischer Erfordernisse und des aktuellen Zeitgeschmacks.

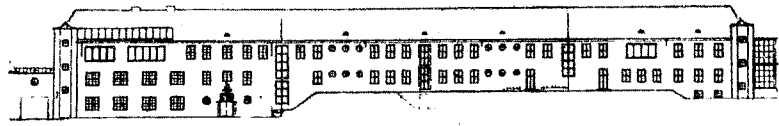
Diese Gruppe progressiv eingestellter Architekten, in der neben Martin Elsässer wohl vor allem Richard Döcker das Prädikat eines Mitbegründers der Moderne zukommt, hat in Stuttgart und Umgebung eine überschaubare Reihe von Einzelbeispielen realisieren können, die hinsichtlich ihrer Form, Funktion und Konstruktion antitraditionell waren. Man hat sich daran gewöhnt, diese progressive bis revolutionäre Architektur unter „funktionalistischem Bauen“ zu rubrizieren. Für die ganze Interessengemeinschaft dieser revolutionären Architekten gilt, daß sie überall weniger gebaut hat als ihre ideologische Gegnerschaft der traditionell oder allenfalls reformerisch eingestellten Architekten.

Dieser Unterschied im Quantitativen hat Theoretiker auf den Plan gerufen, die eine neue Baugeschichte des 20. Jahrhunderts einfordern. So als ob künstlerische Qualität durch den Geschmack der Laien-Mehrheit gefunden werden könnte. Dieser Auffassung muß man qualitative Bewertungskriterien entgegenhalten. Die eher traditionell arbeitenden Architekten mit ihren unauffälligen Reformansätzen<sup>10</sup> fanden bisher auch wegen ihres konservativen Gesellschaftsbildes, das später nahtlos in den NS-Ständestaat überging, zu recht weniger Aufmerksamkeit. Denn die Bezugnahme ihrer Architektur auf Vergangenheit [Abb. 1], nicht auf Zukunftshoffnung, eröffnet keine neuen Perspektiven, sondern legitimiert nur. Es waren vor allem die logisch-prägnante Theorie der Moderne und ihre auf die veränderten Bedürfnisse in der demokratischen Industriegesellschaft abgestimmten Gebäude, die die Architektur unseres auf Fortschritt bedachten Bürgertums





Vordere Ansicht



Hintere Ansicht

Abb. 1 Paul Schmitthenner, Entwurf für das Krankenhaus Waiblingen

nachhaltig beeinflusst hat, nicht die retrospektiven Konzepte von Heimatschutz und Brauchtum. Und zu den Theoretikern dieses Neuen Bauens zählte eben auch der Stuttgarter Richard Döcker, dem Walter Gropius anerkennend einen „fighting spirit“ bescheinigte. Seine wichtigsten Bauten wurden leider zerstört, teilweise noch nach dem Krieg.

## 1. Der theoretische Beitrag Döckers zur Architekturauffassung der Moderne

Döcker – 1922–25 Assistent bei Paul Bonatz – erlangte überregionale Bekanntheit durch sein (inzwischen zerstörtes) Bezirkskrankenhaus in Waiblingen (1926–28). Dieser moderne Stahlskelettbau [Abb. 2] wurde ein Prototyp des zeitgenössischen Krankenhausbaus. Nach heliotropen und hygienischen Gesichtspunkten gebaut, gehört dieses Krankenhaus, ähnlich wie Adolf G. Schnecks Erholungsheim „Haus auf der Alb“ bei Bad Urach von 1930 [Abb. 3], zu den fortschrittlichsten Gesundheitseinrichtungen der Weimarer Republik. Am Wettbewerb für letzteres Kaufmannserholungsheim hatte auch Döcker 1928 teilgenommen, und einen der zweiten Preise erhalten.<sup>11</sup> Zur gleichen Zeit war Döcker schon mit dem Bau seines zweiten Krankenhauses in Maulbronn beschäftigt, das allerdings nicht die kühle Ele-

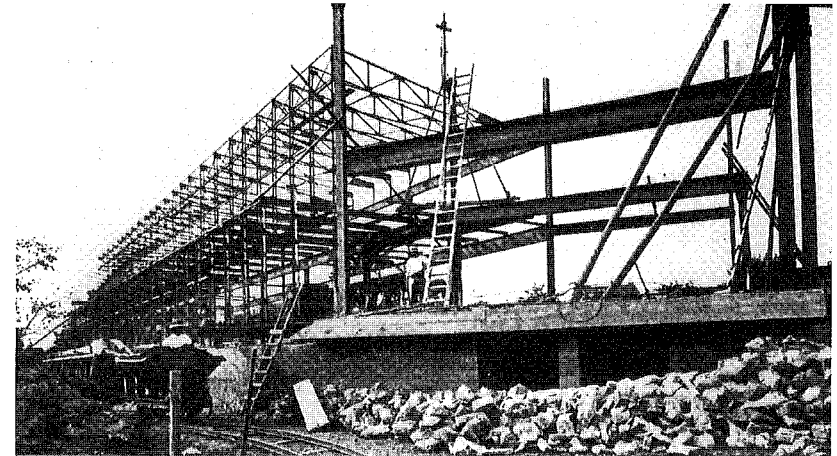


Abb. 2 Waiblingen, Krankenhaus, Stahlskelett

ganz des Waiblinger Prototyps erreichte. Döcker selbst bemerkt zu seinem Maulbronner Bau, von dem nur der 1. Bauabschnitt realisiert wurde: „Die Ausführung erfolgt in derselben Weise wie Waiblingen, nur mit dem Unterschied, daß die Außenmauern nicht als Füllmauerwerk zwischen der Eisenkonstruktion in leichtem Material, sondern aus lokalen Gründen in Natur-Bruchsteingemäuer gewählt werden mußten.“<sup>12</sup> Die plastisch durchgeformte Fassade aus großformatigen Werksteinen erinnert mit ihrem lebhaften Schattenspiel noch an expressionistische Auffassungen.<sup>13</sup> Etwa gleichzeitig hatte Otto Bartning in Berlin-Lichterfelde das Rittberg-Kinderkrankenhaus<sup>14</sup> nach vergleichbaren Prinzipien errichtet und Johannes Göderitz die Krankenanstalt Sudenburg in Magdeburg<sup>15</sup>. Große, nach Süden orientierte Fenster und Sonnenterrassen bestimmten die Architektur dieses Gebäudetyps. Döckers Einfluß auf die Zeitgenossen wird nicht nur beim Uracher Erholungsheim erkennbar; besonders deutlich tritt er beim Wettbewerb für das Bezirkskrankenhaus in Schwäbisch Gmünd von 1931 zutage, an dem er gar nicht teilnahm: Der charakteristische Knick und die Sonnenterrassen des langgestreckten Flachbaus werden sowohl vom 1. Preisträger Gutbier als auch von Daiber (3. Preis) und Lempp/Eisele (4. Preis) aufgenommen; selbst der geschwungene Baukörper von Volkart und Trüdinger (4. Preis) erinnert mit seinen weit ausladenden Terrassen an den Prototyp.<sup>16</sup> Auch bei der Chirurgischen Klinik Hans Daibers<sup>17</sup> in Tübingen (1929–35), die zwar strukturell mit ihrer symmetrischen Dreiflügelan-



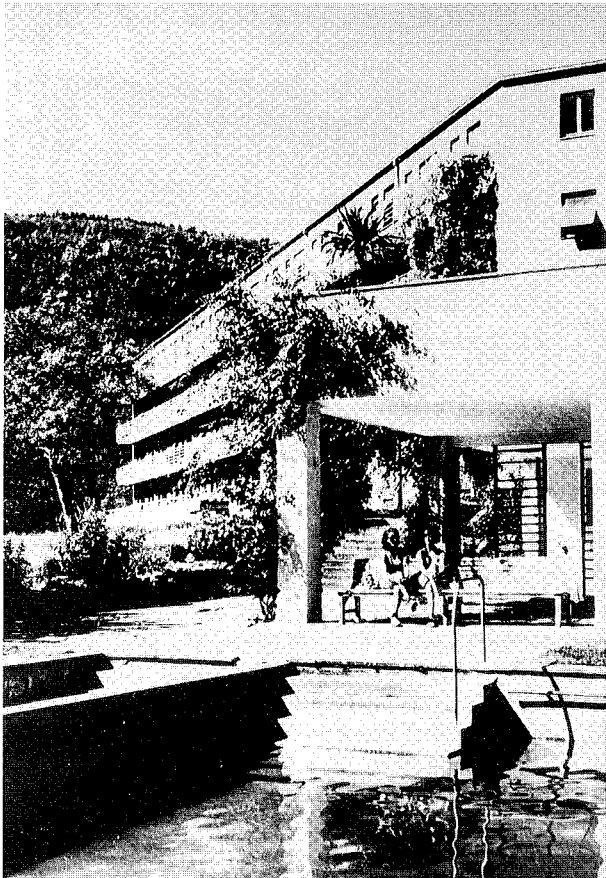


Abb. 3  
Bad Urach,  
Haus auf der Alb  
von A. G. Schneck

lage eher traditioneller Plangeometrie als topographischen Gegebenheiten und funktionalen Prinzipien folgt, sind Elemente Döckerscher Krankenhaustypologie erkennbar: Die heliotrope Ausrichtung der Krankenzimmer nach Süden und die vorgelagerten horizontalen Bänder der Sonnenterrassen verweisen trotz konventioneller Lochfassade und Backsteinsichtmauerwerk auf die von Döcker erstmals architektonisch umgesetzten hygienischen Prinzipien. Auch die Anfang der dreißiger Jahre von G. Schwethelm in Harzgerode erstellte Kinderheilanstalt (mit einem zur Spiegelung der Sonnenstrahlen vor den Sonnenterrassen angelegten Wasserbecken)<sup>18</sup> und das

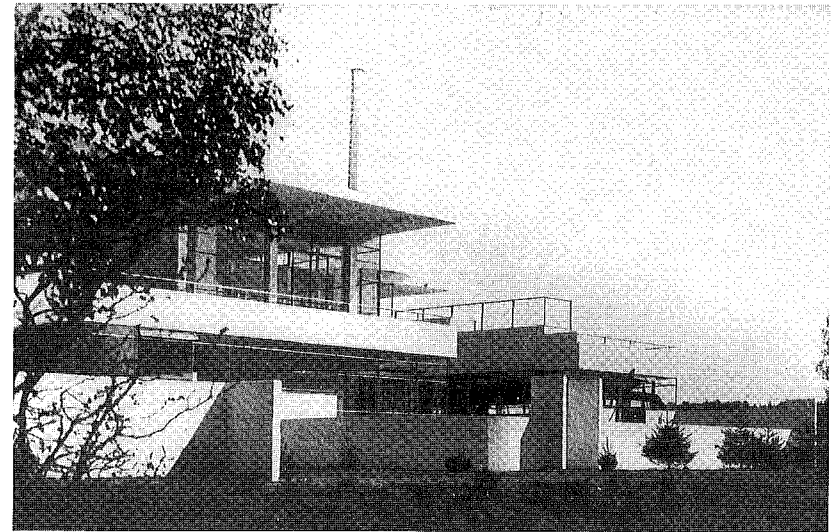


Abb. 4 Hilversum, Sanatorium „Zonnestraal“ von Duiker und Bijvoet

Lungentuberkulose-Sanatorium in Marburg von Hebebrand und Kleinertz<sup>19</sup> greifen diese einleuchtend-moderne Konzeption auf.

Sie alle können indessen die elegante und so überzeugende Lösung von Waiblingen nicht übertreffen, die zweifellos die eindrucksvollste in Deutschland war. Um die Bedeutung des Döckerschen Krankenhauses in seiner Zeit gültig bewerten zu können, muß die typologische und nationale Eingrenzung aufgegeben werden. Der Vergleich mit den richtungweisenden Sanatorien „Zonnestraal“ [Abb. 4] im niederländischen Hilversum (1926–28 von Duiker und Bijvoet) und Alvar Aaltos im finnischen Paimio (1928–33) [Abb. 5] läßt erkennen, daß der Einfluß des Waiblinger Krankenhauses – jedenfalls im internationalen Vergleich – doch begrenzt war.

Tatsächlich internationale Reputation verschafften ihm dann aber (wie übrigens auch Adolf G. Schneck) seine beiden Wohnhäuser in der Weißenhofsiedlung, die ebenfalls zerstört wurden. Diese eingeschossigen Einfamilienhäuser formulierten mit ihrem funktionsgerechten Grundriß, den zwischen öffentlichem, halböffentlichem und privatem Raum geschickt vermittelnden Terrassierungen und den großen Fensteröffnungen das neue Lebensgefühl einer offeneren Gesellschaft. Durch die Schaffung dieser halböffentlichen Zonen wird die strikte Trennung von Privatheit und Öffent-

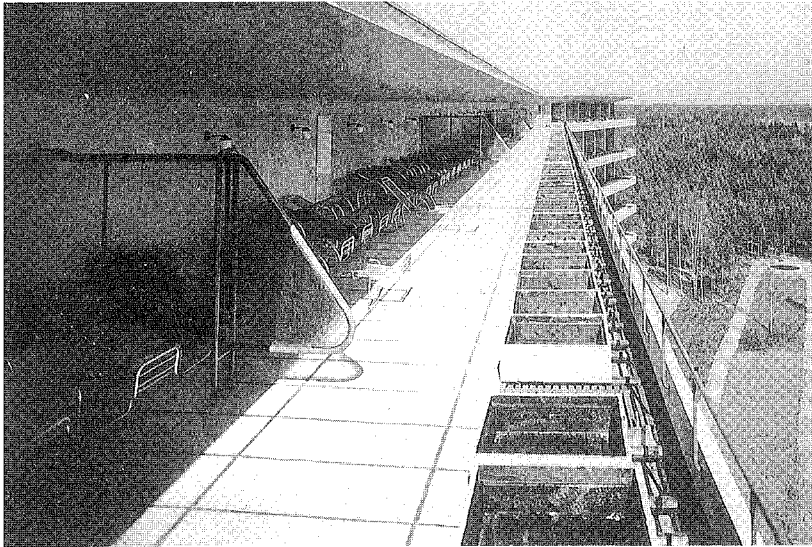


Abb. 5 Paimio, Sanatorium von A. Aalto



Abb. 6 Briefmarkenentwurf von W. Baumeister (nicht realisiert)

lichkeit in der auf Repräsentation und Schutz von Besitz bedachten wilhelminischen Klassengesellschaft demonstrativ aufgegeben. Walter Müller-Wulckow, der damalige Direktor des Landesmuseums Oldenburg, beschrieb die neue, architektonische Qualität schon 1928 treffend: „Terrassen und Dachgärten gliedern den Luftraum architektonisch ein, wo bisher Balkone als Anhängsel nur in losem Zusammenhang mit dem Baukörper standen. Breitgelagerte Fenster verbinden die Innenräume unmittelbar mit dem sich davor ausbreitenden Gelände. In dieser Beziehung hat die Stuttgarter Weißenhofsiedlung das Reizvolle dieser Hügelstadt erst eigentlich für die

Bewohner erobert.“<sup>20</sup> In der von außen ablesbaren Funktionstrennung wird eine wichtige Kongruenz Döckerschen Architekturverständnisses zu den theoretischen Prinzipien der Moderne deutlich: „Form follows function“, dieser 1896 erstmals von dem Amerikaner Louis H. Sullivan formulierte und oft mißverständene Satz war sicher eine künstlerische Basis Döckers. Diese Bauauffassung der Zeit wurde als „Funktionalismus“ zum Epochenbegriff. 1922 hatte der holländische Maler und „De Stijl“-Theoretiker Theo van Doesburg einen weiteren Kernsatz des Funktionalismus definiert: „Aus der funktionellen Notwendigkeit, die die Einteilung des Raumes bestimmt, wird die architektonische Plastik hervorgehen. Das Innere soll das Äußere gestalten.“<sup>21</sup> [Abb. 7] Und zwei Jahre später präzisierte er in seiner Zeitschrift „De Stijl“, daß die neue Architektur „antikubisch“ sei, d.h. sie ver-

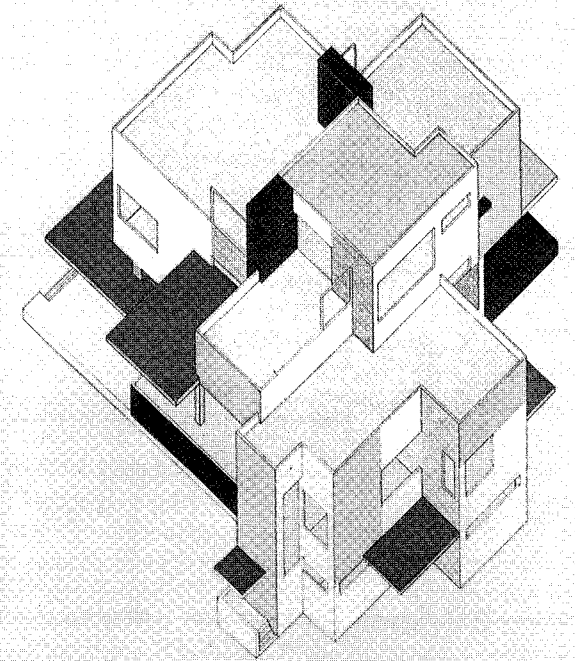


Abb. 7 Van Doesburg und Van Eesteren, Maison particulière, Entwurf

suche nicht, alle Räume in einem einzigen geschlossenen Würfel zusammenzufassen [Abb. 8].<sup>22</sup> Dadurch gewannen „Höhe, Breite und Tiefe plus Zeit einen ganz neuen plastischen Ausdruck in offenen Räumen“. Gerade dieser plastische Ausdruck war an den Döckerschen Weißenhofhäusern besonders deutlich erkennbar.

Seine Häuser zeugen also auch im formalen Bereich von der zeittypischen Suche nach Neuem: Die flachen Kuben, der inneren Nutzung entsprechend spannungsvoll differenziert, nahmen Abschied vom althergebrachten Satteldach über einem meist wenig differenzierten, blockhaften Baukörper und erzeugten eine damals völlig neue Gestaltqualität. Dies geschah freilich, wie Fachleute schon kurz nach der Fertigstellung zu recht kritisierten, auf Kosten von bauphysikalischen Problemen mit dem technologisch damals noch nicht ausgereiften Flachdach. Die schwäbischen Heimatschützer kritisierten ebenfalls diese unübliche Bauform auf dem Killesberg, allerdings mit dem Argument, daß der steile Berghang auch steile Dächer erfordere.<sup>23</sup> Dagegen steht das schon 1914 geschriebene Pamphlet von Adolf Loos über „... das ganze kindische gelalle, das sich unter dem namen heimatkunst verbirgt.“<sup>24</sup> Sein ästhetisches Prinzip lautete: „Das flache dach steigert die schönheit unserer bergwelt, das steile dach verkümmert sie.“<sup>25</sup> Schon 1913 hatte er geschrieben: „Baue nicht malerisch (...). Die ebene verlangt eine vertikale baugliederung; das gebirge eine horizontale (...) wir haben das flachste dach zu schaffen, das unseren technischen erfahrungen nach möglich ist.“<sup>26</sup>

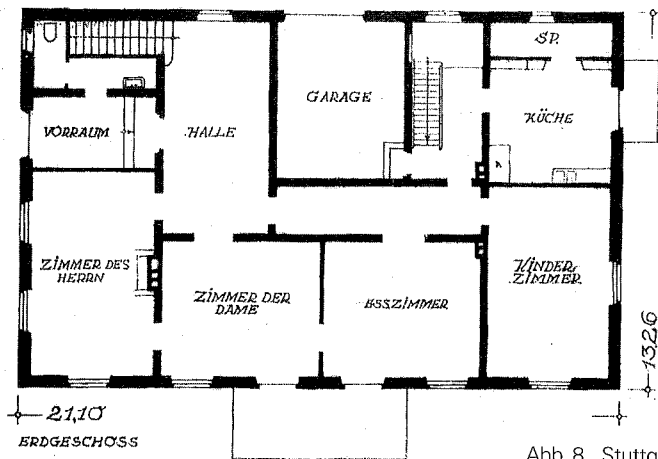


Abb. 8 Stuttgart, Villa Rassbach



Abb. 9

Döckers damalige Bereitschaft zum Experiment im konstruktiven Bereich läßt sich hier, wie schon beim Stahlskelett des Waiblinger Krankenhauses, in der holzsparenden Feifel-Zick-Zack-Bauweise erkennen, die sich allerdings wenig bewährte. Im internationalen Kontext der Werkbundausstellung „Die Wohnung“ sind Döckers Bauten als durchaus gleichrangig zu bewerten.

Mit seinem Buch „Terrassentyp“ von 1929 [Abb. 9], in dem er zahlreiche internationale Beispiele zum „Prinzip der Terrassierung“ darstellt, erwarb er auch als Theoretiker des Neuen Bauens allgemeine Anerkennung. Der hier evidente internationale Anspruch stand freilich im Gegensatz zu Paul Schmitt-henners deutschnationalem Qualitätsdenken, das sich vor „internationaler Verwässerung“ zu schützen suchte. Döcker wollte „Wissen und Verstand zur Grundlage für eine vernünftige Gesellschaft menschlicher Wesen machen“.<sup>27</sup> Dieser rationalistische Denkansatz war typisch für die Neue Sach-

lichkeit, die emotionale und traditionelle Werte gering achtete und das dekorative Ornament denunzierte.<sup>28</sup> Statt dessen verlangte sie innovatives Denken und Mut zum Experiment. „Angst vor dem Versuch“, „Pochen nur auf Erfahrungen ererbter Dinge“<sup>29</sup> waren dem jungen Döcker ein Greuel. „Gebietarisch“ forderte er 1929 „hygienische Gestaltung des Lebens für alle Schichten der Gesellschaft, Verbundenheit mit der Natur“ – schließlich in zeittypischem Pathos „Freiheit!“<sup>30</sup>. Darin klingt ein weiterer bedeutender Aspekt dieser progressiven Architekturauffassung der zwanziger Jahre an: Das soziale Engagement, das – den politischen und wirtschaftlichen Erfordernissen der Zeit entsprechend – vor formalästhetischen Ansprüchen rangierte. Hannes Meyer formulierte dies konkreter in einem Brief an den Dessauer Bürgermeister. Es ging ihm um „... den Zusammenhang zwischen Bau und Gesellschaft, den Weg von der formalen Intuition zur bauwissenschaftlichen Forschung, und die Forderung: Volksbedarf statt Luxusbedarf.“<sup>31</sup>

Architektur sollte nun nicht mehr teure Repräsentationskunst allein für die Einflußreichen der Gesellschaft sein, sondern vor allem ökonomisch verantwortetes Bauen für die Bedürfnisse der Mehrheit. Dies setzte eine gegen die Grundstücksspekulation gerichtete Bodenreform voraus, die von Döcker und seinem Umkreis auch nach dem 2. Weltkrieg noch angestrebt wurde. 1931 hatte sich Walter Gropius die Idee deutscher Reformpolitiker zu eigen gemacht und pathetisch festgestellt: „Die schlimmste Fessel bleibt das unsittliche Recht des privaten Eigentums am Boden. Ohne die Befreiung des Bodens aus dieser privaten Versklavung kann niemals ein gesunder, entwicklungsfähiger und im Sinne der Allgemeinheit wirtschaftlicher Städtebau entstehen.“<sup>32</sup>

An die Stelle individualistischer Baukunst sollte die möglichst industrielle Massenproduktion des Gebrauchsgegenstandes Haus treten. Eine generelle Forderung der internationalen Moderne, die sich mit den katastrophalen Wohnbedingungen der unteren Schichten in der Zwischenkriegszeit leicht erklären läßt. Der sowjetische Konstruktivist Aleksej Gan hatte 1922 gar den Tod der Kunst proklamiert: „Die Kunst hat aufgehört. Sie hat keinen Platz im menschlichen Arbeitsapparat. Arbeit, Technologie, Organisation!“<sup>33</sup> Auch Hans Schmidt<sup>34</sup> aus Basel suchte die Lösung in der Technik: „Das Bauen ist nicht Architektur, sondern seinem ursprünglichen Wesen nach Technik, also eine Angelegenheit des Notwendigen, eine Äußerung der primitivsten Ansprüche an das Leben.“<sup>35</sup> Wie weit indessen seine provozierende Theorie der Reduzierung auf die notwendigsten Primärbedürfnisse von der Praxis entfernt war, zeigen seine bei Basel mit Paul Artaria realisierten Wohnhäuser von höchster formaler Eleganz.<sup>36</sup> Obwohl also

technologische Innovation eine wichtige Rolle in der Theorie der Moderne spielte, war ihren Protagonisten doch mehr oder weniger bewußt, daß in der Praxis allein durch die Verwendung moderner Technik keine gute Architektur entstehen konnte. So hatte Walter Gropius festgestellt: „Gnade der Phantasie ist wichtiger als alle Technik, die sich immer dem Gestaltungswillen der Menschen fügt.“<sup>37</sup>

Als Mitglied des Werkbunds (1924) und des Berliner „Ring“ (1926) waren Richard Döcker diese Ideen nicht fremd, wenngleich er sie nicht in dieser extremen Form übernahm. Er unterhielt Kontakte zu Mendelsohn und Poelzig, den er beim Bau der Weißenhofsiedlung kennengelernt hatte; besonders verbunden fühlte er sich Hugo Häring und Hans Scharoun. Auch seine eigenen Bauten und Entwürfe der zwanziger Jahre, wie etwa für die Ortskrankenkasse und den Zeppelinbau (1928), zeigen deutlich das Bemühen um ästhetische Qualität. Wie Hans Schmidt, Walter Gropius oder Wassili Luckhardt schuf er mehrere, durchaus elegante Wohnhäuser.<sup>38</sup> Neben einigen Schulen, Krankenhäusern und Produktionsstätten spiegeln seine Siedlungen (u.a. Ostendstraße und im Wallmer, 1929/30) aber auch diese soziale Verantwortung. Der Materialismus sozialistischer Prägung allerdings blieb ihm, der sich parteipolitisch nie gebunden hatte, fremd.

## 2. Stigmatisierung, Rückzug und Dienstverpflichtung

Nach 1933 traf ihn daher die Stigmatisierung als „Kulturbolschewist“ besonders hart. Zwar hatte die „Bauwelt“ schon 1932 „die Lüge von der bolschewistischen Natur des neuen Bauens“<sup>39</sup> entlarvt, aber im Zeichen des nationalsozialistischen Antikommunismus wurde gerade diese Verunglimpfung nun von den Gegnern des Neuen Bauens besonders penetrant gebraucht.

Das ehemalige Werkbundprojekt Döckers am Kochenhof (1931–33) übernahm nun sein konservativer Antipode von der Stuttgarter Schule, der von der NS-Ideologie kontaminierte Paul Schmitthenner. Der Werkbund wurde aufgelöst. So verursachte die Machtergreifung der Nazis nachhaltige Verletzungen bei Döcker, die er nie vergessen konnte. Obwohl er auch in nationalsozialistischer Zeit noch mehrere kleinere Aufträge realisieren konnte, entzog er sich bald den Pressionen der nun gültigen Baugesinnung und studierte 1939–41 Biologie an der TH-Stuttgart. 1941 bis 1944 wurde er beim Wiederaufbauamt Saarbrücken dienstverpflichtet.

### 3. Reanimationsversuch der Moderne und ideologische Stagnation

Nach dem Zusammenbruch der NS-Diktatur half ihm sein berühmter Mentor Walter Gropius, die geplante Wiederberufung seines konservativen Gegners Paul Schmitthenner an die TH Stuttgart zu verhindern.

Er selbst wurde noch 1945 Vorsitzender des BDA-Nordwürttemberg und im folgenden Jahr Generalbaudirektor von Stuttgart. Sein Ideal der Zukunft spiegelt eine nun wiedergewonnene missionarische Haltung. In seinen „Überlegungen zum Wiederaufbau“ schiebt er die materialistischen Werte des Kommerzes beiseite; er strebt nach „bleibenden Werten“. Es geht ihm um nicht weniger, als „die Einrichtung der Zukunft vieler Generationen, den Neubau einer Welt“. Ein geradezu demiurgischer Anspruch, erklärbar nur aus dem Chaos des Kriegsendes.

Bei der Diskussion um den Wiederaufbau der Stuttgarter Innenstadt schlägt Döcker 1953/54 den Abriß nicht nur des Kunstgebäudes von Theodor Fischer und der Alten Akademie vor, sondern auch die Beseitigung der beiden am meisten kriegszerstörten Flügel des Neuen Schlosses; lediglich Rettis Rosengarten-Flügel, der älteste Teil, sollte erhalten bleiben.<sup>40</sup> [Abb. 10] Auf historische Orientierung und Symbolwerte legte der Zweckrationalist keinen Wert: „... ein Schloß benötigt man weder heute noch künftighin und einen derartig nur repräsentativen, aber meist unzweckmäßigen Bau würde niemand jemals wieder erstellen.“<sup>41</sup> Im Streit um die Schloßruine erkannte er vor allem einen ideologischen „Kampf des Altmodischen gegen das Moderne“ und argwöhnte sogar, daß die „Bestrebungen aller Konservativen und dicht daneben aller reaktionären Elemente mit ihren Anstrengungen um das Alte und gegen das Neue sich in verdächtiger Nähe mit den Kultur- und Kunsttendenzen unserer östlichen Nachbargebiete befinden“.<sup>42</sup> Döcker war mit seiner Geschichts- und Feudalismusphobie keineswegs allein: So meinte Ernst May, daß man „durch einen attrappenhaften Wiederaufbau ein trauriges Bekenntnis zu der Schwäche unserer Zeit aus sentimentalen Gründen“ ablege; und Max Bense beklagte die „kulturelle Restaurationspolitik und ideelle Hispanisierung im Kopf derer, die es für denkwürdiger halten, ein Palais zu imitieren, als eine ‚strahlende Stadt‘ aufzubauen“.

Döckers jetzt entstehenden Gebäude tragen dem ehemaligen Bauleiter der Weißenhofsiedlung den bösen Spitznamen „Klötzchenbauer“ ein: Etwa das Kaufhaus Union (1950–53, heute Hertie), das Hölderlin-Hochhaus an

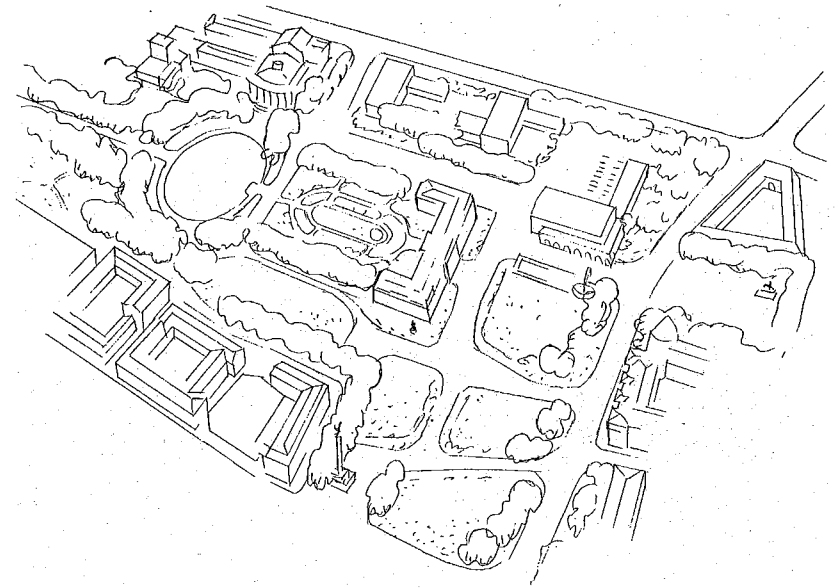


Abb. 10 Richard Döcker: Bebauungsvorschlag für das Schloßareal in Stuttgart

der Hegelstraße (1956–57) oder das Katharinenhospital (1955–68 mit Ludwig Eisenlohr und Oscar Pfennig); schließlich das bei aller funktionaler Wirtschaftlichkeit keineswegs formal anspruchslose Hochhaus-Nord der Wüstenrot-Verwaltung (1953–55) mit Erweiterungsbau (1957–61) in Ludwigsburg [Abb. 11, 12], um nur die wichtigsten Beispiele zu nennen. Alle diese ökonomisch kalkulierten Gebäude erfüllen vor allem ihren Zweck: Durchweg gute Organisation im Grundriß verpflichten sie dem Credo des Funktionalismus, enthüllen aber zugleich ein schwerwiegendes Mißverständnis: Die wörtliche Befolgung nur einer der „Drei Mahnungen an die Architekten“ von Le Corbusier, „Der Grundriß ist der Erzeuger“.<sup>43</sup> Der gleichsam spartanische Verzicht auf Gestaltqualität war die Achillesferse des „Wirtschaftsfunktionalismus“.

Inzwischen hatte sich auch in Stuttgart eine Architekturauffassung gezeigt, die mit ihren plastisch durchgestalteten Baukörpern an expressionistische Traditionen anknüpfte: Rolf Gutbrods Liederhalle (1949/1955–56 mit Adolf Abel), sein Hahn-Hochhaus an der Friedrichstraße (1962/63) und besonders die Wohnhochhäuser Hans Scharouns („Romeo und Julia“ 1954–59 in Zuffenhausen und „Salute“ 1961–63 im Fasanenhof, mit Wilhelm Frank)



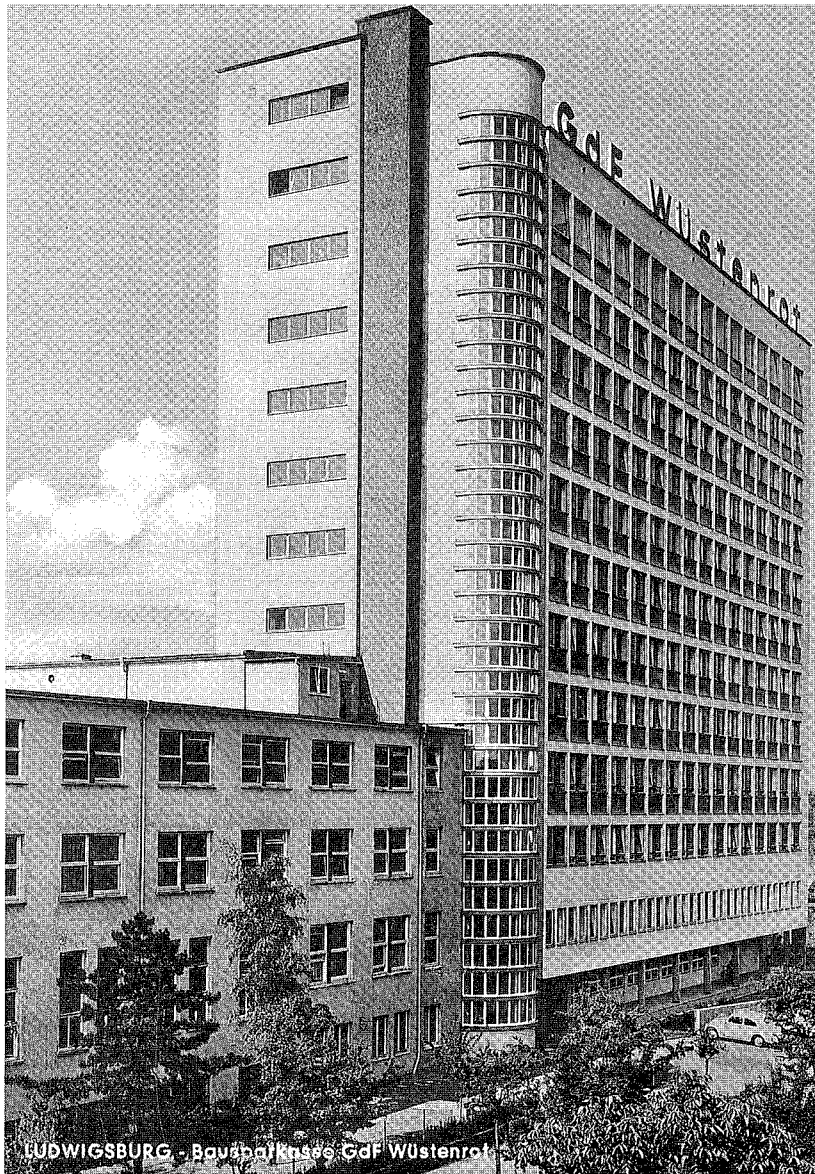


Abb. 11 Ludwigsburg, Hochhaus Nord der Wüstenrot-Verwaltung



Abb. 12 R. Döcker: Gesamtplanung der GdF Wüstenrot in Ludwigsburg

belegen – wenigstens partiell – eine Abkehr vom spröden Materialismus zweckrationalen Denkens. Dies blieben aber noch bis in die 70er Jahre hinein Solitäre in einem Meer von spätfunktionalistischer Banalarchitektur.

Auf Empfehlung Hugo Häring's wird Döcker 1947 Professor für Städtebau und Entwerfen an der TH-Stuttgart und Leiter der Architekturabteilung. Pädagogisches Geschick, Toleranz gegenüber Andersdenkenden wird ihm nicht nachgesagt. Es scheint, als ob der alternde Döcker jetzt ‚Angst vor dem Versuch‘ habe, als ‚poche er nur auf seinen Erfahrungen‘. Es sind seine eigenen Maximen, die sich nun gegen ihn wenden. So endet sein Versuch der Wiederbelebung der Moderne im Konservieren der Glaubenssätze, die drei Jahrzehnte früher gefunden worden waren. Das moderne Prinzip der fortschreitenden Innovation aus immer neuen Experimenten wird pervertiert zum Festhalten an einmal für richtig befundenen Regeln.

Es ist die Verhärtung vernünftiger und humaner Visionen zur dogmatischen Lehre. Die Überbetonung wirtschaftlicher Kriterien schien in der Zeit des „Wirtschaftswunders“ noch zeitgemäß, der Verzicht auf ästhetische Qualitäten indessen negierte legitime Bedürfnisse einer Gesellschaft, die längst nicht mehr um bloße Existenzsicherung bemüht war. Die Erfolge der tech-

nischen Wissenschaften etwa auf den Gebieten der Kernphysik, Pharmazie, Chemie und der Weltraumforschung vermittelten zwar noch lange die Vorstellung, daß diese zusammen mit den wachsenden Sozialwissenschaften allein das Glück der Menschheit herbeiführen könnten und schienen so Technikeuphorie und Wissenschaftsgläubigkeit der zwanziger Jahre erneut zu rechtfertigen. Dieses Trugbild wurde endgültig erst durch die technischen Umweltkatastrophen von Seveso bis Tschernobyl zerstört. Döckers Nachkriegs-Architektur, die sich vorwiegend an Kriterien wie funktionaler und sozialer Brauchbarkeit einerseits und technischer und ökonomischer Machbarkeit andererseits orientierte, der gestalterischen Phantasie aber zu wenig Raum bot, war unzeitgemäß geworden.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Der am 9. 6. 1886 in Böblingen geborene Architekt arbeitete im BDA eng mit Döcker zusammen, wurde 1942 1. Baudirektor der Stadt Hamburg und wirkte nach Kriegsende im Allgäu; am 27. 6. 1961 starb er in Stuttgart
- <sup>2</sup> Neben zahlreichen anderen Wettbewerbserfolgen in der Zwischenkriegszeit hatte er 1928 beim Wettbewerb für das Haus auf der Alb bei Bad Urach einen 2. Preis gewonnen
- <sup>3</sup> Seine eklektizistischen Bauten der Jahrhundertwende in Stuttgart zeigen Jugendstileinflüsse
- <sup>4</sup> Schon 1921/22 hatte Döcker hierfür einen Entwurf mit Turm geliefert
- <sup>5</sup> Wegen der jüdischen Bauherren und Architekten im Volksmund als „Klein Palästina“ verächtlich gemacht
- <sup>6</sup> Wegen formaler Ähnlichkeiten „Klein Weißenhof“ genannt
- <sup>7</sup> Vgl. F. Werner/D.W. Schmidt, Annäherungsversuche an den Architekten Adolf G. Schneck, in: Adolf G. Schneck 1883–1971. Leben – Lehre – Möbel – Architektur, hrsgg. vom Institut für Innenarchitektur und Möbeldesign, Stuttgart 1983, S. 96–126
- <sup>8</sup> Vgl. D.W. Schmidt, Das Haus auf der Alb. Ein Denkmal des Funktionalismus in Württemberg; in: *architectura* Nr. 2, 1993, S. 200–222
- <sup>9</sup> Für seinen Bruder Karl Herkommer
- <sup>10</sup> Vgl. z. B. den Wettbewerbsbeitrag Paul Schmitthenners für das Krankenhaus Waiblingen (1926)
- <sup>11</sup> Vgl. Bau des Kaufmannserholungsheims in Urach gesichert, in: *Der Ermstalbote*, Urach vom 15. Februar 1929
- <sup>12</sup> Richard Döcker, Terrassentyp, Stuttgart 1929, S. 49
- <sup>13</sup> Heute ist in dem veränderten Bau ein Kinderkrankenhaus untergebracht
- <sup>14</sup> 1927/28 mit großen Fenstern und zwei Dachterrassen (vgl. Müller-Wulckow, *Deutsche Baukunst der Gegenwart, Bauten der Gemeinschaft*, Königstein 1929, S. 23)
- <sup>15</sup> 1926–28; gegliederter Backsteinbau mit großem Terrassenbalkon (vgl. Müller-Wulckow, a. a. O., S. 17)
- <sup>16</sup> Vgl. *Deutsche Bauzeitung* 65. 1931, W Nr. 8, S. 37–40

- <sup>17</sup> Präsident der Württembergischen Staatsbauverwaltung, \*1880–?
- <sup>18</sup> Vgl. *Bauwelt* 1932, Heft 3, S. 25–28
- <sup>19</sup> Vgl. *Bauwelt* 1932, Heft 20, S. 1
- <sup>20</sup> Walter Müller-Wulckow, *Wohnbauten und Siedlungen. Die Blauen Bücher*, Königstein, Leipzig 1928. In: *Architektur der Zwanziger Jahre in Deutschland*, Königstein 1975 (Reprint), S. 6
- <sup>21</sup> Aus der Zeitschrift „De Stijl“, hier zitiert nach Hans Jaffé, *Mondrian und De Stijl*, Köln 1967
- <sup>22</sup> Diesem traditionellen Entwurfsprinzip blieb in Stuttgart vor allem Paul Schmitthenner treu: Die Villa Raßbach oder das Haus Fischer integrieren sogar die Garage
- <sup>23</sup> Vgl. Felix Schuster, *Das Bauwerk in der Landschaft*, in: *Schwäbisches Heimatbuch* 1935, S. 67ff.
- <sup>24</sup> A. Loos, *Heimatkunst* (1914), in: *Trotzdem 1900–1930*, Innsbruck 1931, S. 130
- <sup>25</sup> A. Loos, a. a. O., S. 129
- <sup>26</sup> A. Loos, a. a. O., *Regeln für den, der in den bergen baut*, S. 120
- <sup>27</sup> R. Döcker, *Terrassentyp*, Stuttgart 1929, S. 17
- <sup>28</sup> Für Adolf Loos bedeuteten zweckbestimmte Formen ohne Ornament ein Zeichen für klares Denken (vgl. sein Aufsatz „Ornament und Verbrechen“ von 1908)
- <sup>29</sup> R. Döcker, *Terrassentyp*, a. a. O., S. 17
- <sup>30</sup> R. Döcker, *Terrassentyp*, a. Xa. O., S. 1
- <sup>31</sup> hier zitiert nach: H. M. Wingler, *Das Bauhaus*, Bramsche 1968, S. 170
- <sup>32</sup> W. Gropius, *Was erhoffen wir vom russischen Städtebau?*, in: *Das Neue Rußland*, Heft 6/7, 1931, S. 57
- <sup>33</sup> A. Gan, *Konstruktivismus*, 1922 (hier zitiert nach: *Art into Life*, New York 1990, S. 83)
- <sup>34</sup> *Sozialistischer Architekt*, 1893–1972
- <sup>35</sup> Vgl. *Das Werk* Nr. 5, Mai 1927
- <sup>36</sup> Z. B. Haus Weber 1927 und Haus Huber 1929, beide in Riehen
- <sup>37</sup> hier zitiert nach Ulrich Conrads, *Manifeste, Bauweltfundamente* 1, S. 44
- <sup>38</sup> Hier seien nur die beiden Stuttgarter Häuser Dr. Kilpper und Vetter von 1927/28 erwähnt
- <sup>39</sup> Vgl. *Neuestes deutsches Bauen*. „Theodor Fischer zur neuen Baukunst – die Lüge von der bolschewistischen Natur des neuen Bauens“, in: *Bauwelt* 1932, Heft 34, S. 847
- <sup>40</sup> Vgl. R. Döcker, *Der Schloßplatz in Stuttgart*, in: *Die Bauzeitung*, März 1954, S. 85–91. (Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Ulrich Sieber.) Eine wesentliche Schwäche dieser Planung war neben der definitiven Beseitigung von historischer Identität die nur skizzenhafte Andeutung der kaum überzeugenden Neubauten.
- <sup>41</sup> R. Döcker, a. a. O., S. 86
- <sup>42</sup> R. Döcker, *Meine städtebauliche Studie – und ihre Reaktion*, in: *Architektur und Wohnform – Innendekoration* 1954. (Wie zweischneidig diese Verdächtigung ist, zeigt die Parallelität von Abriß und Wiederaufbau beim Berliner Stadtschloß und Dresdner Zwinger.)
- <sup>43</sup> Le Corbusier, *Kommende Baukunst*, Stuttgart 1926

## Abbildungsnachweis

1. Paul Schmitthenner, Krankenhaus Waiblingen 1926, 2. Preis [Die Bauzeitung 1950]
2. Waiblingen, Krankenhaus, 1926, (1. Preis) Stahlskelett, R. Döcker [Richard Döcker, Terrassentyp, Akademischer Verlag Dr. Fritz Wedekind & Co., Stuttgart 1929, Abb. 49, S. 37]
3. Urach, Haus auf der Alb, 1930, Adolf G. Schneck [Architektursammlung Technische Universität München; veröffentlicht in: architectura 1993, S. 221]
4. Hilversum, Sanatorium „Zonnestraal“, 1926–28 Duiker & Bijvoet [Richard Döcker, Terrassentyp, Akademischer Verlag Dr. Fritz Wedekind & Co., Stuttgart 1929, Abb. 78, S. 52]
5. Paimio, Sanatorium, 1928–33, Alvar Aalto [Richard Weston, Alvar Aalto, Phaidon Press Limited, 2 Kingston Square, London W8 5 EZ, 1995, Abb. 18, S. 46]
6. Entwurf für Fünf-Pfennig-Briefmarke Deutsches Reich (nicht gedruckt): Werkbundausstellung Die Wohnung, Stuttgart 1927 (Entwurf Willi Baumeister) [Baumeister-Archiv, Stuttgart; abgedruckt in: Karin Kirsch, Die Weißenhofsiedlung, DVA Stuttgart, 1987, S. 25]
7. Theo van Doesburg & Cor van Eesteren, Maison particulière 1923 [Het Nieuwe Bouwen. De Stijl. Die Nieuwe Beelding in de architectuur. Neo-Plasticism in Architecture, Delft 1983, S. 14]
8. P. Schmitthenner, Stuttgart, Villa Raßbach GR EG [Paul Schmitthenner, Baugestaltung. Das Deutsche Wohnhaus, DVA Stuttgart 1984, S. 63]
9. R. Döcker, Buchtitel „Terrassentyp“ [Akademischer Verlag Dr. Fritz Wedekind & Co., Stuttgart 1929]
10. R. Döcker, Vorschlag für die Bebauung des Schloßplatzraumes in Stuttgart 1953 [Die Bauzeitung, Stuttgart, März 1954, S. 85]
11. Ludwigsburg, „Wüstenrot“-Verwaltungshochhaus, 1953–55 R. Döcker [Postkarte, Verlag A. Hermann & Co., Stuttgart, Nr. 2409/10K/1]
12. R. Döcker, Gesamtplanung der GdF Wüstenrot in Ludwigsburg, Zeichnung Lutz, 1966 [Firmenarchiv Wüstenrot, Christoph Seeger]

Roland Ostertag

## Als Student Richard Döckers in den fünfziger Jahren

Die berufliche, die architektonische Welt/Dimension stand bisher im Mittelpunkt dieses Kolloquiums. Jürgen Joedicke, Dietrich Worbs haben über seine zeitabhängige, seine zeitüberdauernde Tätigkeit und Leistung berichtet. Gebeten wurde ich aus der Sicht eines/des Studenten in den 50er Jahren an der Technischen Hochschule Stuttgart zu berichten.

Erfüllen könnte ich diese Aufgabe,

– einerseits mehr eindimensional: So war's, das hat er uns so beigebracht, – andererseits mehrdimensional: auch das Persönliche mit einbeziehend. Ich meine, es geht gar nicht anders. Lehrer, wir Lehrer können bei unserer Aufgabe das eine vom anderen nicht trennen. Das Persönliche nicht vom Beruflichen.

So wird bei mir die Person, der Mensch Döcker mehr im Mittelpunkt stehen als der Architekt.

Vier/fünf Jahre studierte ich an der damaligen TH; 1951/52 bis 1956. Döcker lehrte dort von 1947 bis 1958, engeren Kontakt hatten wir von 1955–1957. Zwei Anmerkungen voraus zum Verständnis des folgenden:

1. Es sind seither fast 40 Jahre vergangen. Eine lange Zeit, über eine Generation. Eine Zeit, die manches in mildem Licht, manches in holzschnittartigen Konturen erscheinen läßt. Manches verblaßt. Manches ist geblieben: soweit Gedächtnis, Erinnerung tragen.
2. Richard Döcker versteht man nur, vor allem im letzten Drittel seines Lebens, wenn man sein ganzes Leben kennt, einbezieht.

Meinen Beitrag werde ich in vier Teile gliedern:

Teil 1: Zu Döcker als Leit- und Vorbild in der architektonischen Landschaft, an der Hochschule.

Teil 2: Döckers Lehre, Döcker als Entwurfslehrer

Teil 3: Döckers Weggang, Resignation

Teil 4: Schlußbemerkung



## Teil 1: Richard Döcker als Leit- und Vorbild in der architektonischen Landschaft, an der Hochschule

Wir waren froh, mit Richard Döcker einen Lehrer zu haben,

- der für uns das Neue Bauen verkörperte,
- aus den 20er Jahren herüberraagte, insofern
- Kontinuität her- und darstellte.

So gingen wir voller Erwartungen in seine Vorlesungen, seine Entwurfsseminare. Wer war sonst an der Hochschule, beeindruckte uns?

- Hans Brüllmann mit seiner drögen Baukonstruktion,
- Günter Wilhelm mit seiner zunächst wenig systematischen, jedoch nach einigem Zuhören überzeugenden Baukonstruktion,
- Harald Hanson mit seiner architekturfernen Architekturgeschichte, die meist mit der französischen Revolution am 14. Juli 1789 aufhörte,
- Konrad Hecht mit seiner erstaunlich lebendigen Tragwerkslehre, dann die uns überzeugenden Curt Siegel, Jürgen Joedicke, bei denen ich Hiwi war,
- Maximilian Debus, dieser leise, gelegentlich poetische, sympathische, manchmal etwas hilflose Mensch mit seiner Gestaltungslehre,
- Hans Volkart, der Schweizer Grandseigneur, der es verstand, unsere Bildungslücken aus dem Gymnasium mit seinen Vorlesungen zur Gebäudekunde als Kulturgeschichte aufzufüllen.
- Im Entwerfen zunächst Richard Weber, Otto Jäger und Rolf Gutbrod als Dozenten, später nur noch der uns stark beeinflussende Rolf Gutbrod.
- Im Städtebau zunächst nur Richard Döcker, dann auch Rolf Gutbier.

Ich erinnere mich an die Offenheit, die Liberalität dieser Lehrer. Pluralität würde man heute sagen, wurde angeboten, praktiziert, subjektiv betonte sympathische Entwurfslehren. Ihre Versuche, uns die Formen, z. B. der Schweizer Architektur, auch die Architektur der Sieger nahezubringen, gleichermaßen verdienstvoll wie bescheiden.

Über naheliegende Themen, wie z. B. faschistische Architektur, den Faschismus in der Architektur, wurde nicht gesprochen, wurde bestenfalls/schlimmstenfalls, als Ausnahmezustand, als Betriebsunfall angesehen. Genauso wenig wurde über diese Zeit bei unseren Eltern, in deutschen Familien gesprochen. Darüber wurde geschwiegen.

Auch auf die neuen Herausforderungen erhielt man keine Antworten, z. B. auf gesellschaftliche, soziale Fragen auch nicht auf Fragen, die uns, mir, damals auf den Nägeln brannten, z. B. die beginnende Restauration, die Wie-

derbewaffnung, EVG, die Atombewaffnung, die allgemeine Wehrpflicht, die endgültige Trennung zwischen Ost und West, den West-Abmarsch der Bundesrepublik.

Ich erinnere mich auch daran, daß der Weißenhof in der Lehre kaum vorkam. Nur 200 m entfernt – die Architekten waren damals in der Kunstakademie Gast – trotzdem wie auf dem Monde. Er war nicht im Bewußt-Sein. Bis Jürgen Joedicke kam. Sie, meine Lehrer scheuten sich, zu gesellschaftlichen, zu außerhalb des unmittelbaren architektonischen Bereichs liegenden Fragen Stellung zu beziehen, Werte zu benennen, in Werte-Diskussionen einzutreten. Das WAS, WARUM, WOZU von Architektur wurde kaum angesprochen.

Bewußt oder unbewußt meinten sie, dies sei Privatsache, sei im negativen Sinne Ideologie. Heute weiß ich, daß die „Ideologie von der eigenen Ideologielosigkeit“ die schlimmste aller Ideologien ist. Sie verschafft einem ja jene Unbekümmertheit, die die Fragen nach dem WAS als überflüssig ansieht. Ihre Persönlichkeit war an diesem Punkt kein Ersatz.

Innerhalb dieser so in aller Kürze beschriebenen ideologischen Situation war Richard Döcker der einzige,

- der nicht nur durch seine Person den Anschluß an das Neue Bauen herstellte,
- der auch gelegentlich darüber sprach,
- eine nicht (nur) persönlich gefärbte Entwurfslehre, sondern so etwas wie eine Haltung, die nicht nur die unmittelbare architektonische Dimension umfaßte, vertrat,
- der das Wollen, das hinter dem Weißenhof stand und den Weißenhof selbst als Manifest interpretierte. Nur durch ihn wußten wir, daß hier ein Zeuge der Zeit Realität geworden war, der vor sich und über sich hinaus wies.

## Teil 2: Richard Döckers Lehre

Wintersemester 1951/52 begann ich mein Studium an der Akademie. Die vorher kurz vorgestellten Lehrer empfingen uns.

Assistenten waren damals u.a. Heinle, Behnisch, Winkler, Kammerer, Schröder, Kilpper, Blume.

Ein liberaler, ein lustiger, ein luftiger Laden. Die Architekten in der Akademie kein Fremdkörper.

Zudem mit Max Bense, Martini, Wentzel, Schmid und weiteren Personen aus anderen Disziplinen, an der Akademie Willi Baumeister, Otto Baum, Manfred Henninger, ein geistreiches Angebot, ein interessantes Umfeld. Dazwischen ein gestrenger, ein nicht ganz in diesen Laden passender kleiner Herr: Richard Döcker. Der Chef des Ganzen.

- Abteilungsleiter, Dekan,
  - Städtebau, die Krone des Ganzen lehrend.
- Inhaltlich hat er selbstverständlich das betont, was er in seinen Konzepten, Projekten, Realisierungen herausstellte, z. B.
- die frei im Raum stehenden/schwebenden isolierten, isolierenden Baukörper, Licht, Luft und Sonne um sich,
  - die soziale Dimension beschränkte sich weitgehend auf Bekanntes. Auf Berücksichtigung der einfachen Bedürfnisse der Menschen. Diese seien gleich, wie es sein großer Ziehvater Gropius bis in die 50er Jahre nicht müde wurde zu wiederholen,
  - die historische Dimension beschränkte sich im wesentlichen auf das Mittelalter, auf das schwäbische Mittelalter, auf Markgröningen, Weil der Stadt, Schwäbisch-Gmünd und auf die 20er Jahre, die sich ja selbst anti- und a-historisch gebärdeten.

Was ihn sehr beschäftigte, waren die Begriffe PLANFIGUR und FORMBILD, das eine das Vereinheitlichende, das andere das Variierende, das Charakterisierende.

Seine Antrittsvorlesung am 19. Januar 1950

DAS FORMBILD DER PLANFIGUREN – ENTSCHEIDUNG UND FOLGEN enthält im wesentlichen seine Planungs-, auch Entwurfstheorie.

Einige Zitate:

„Wenn ein Architekt sich vor die Aufgabe gestellt sieht, einen Plan für ein Haus, für ein Bauwerk, für einen Stadtteil, ja für eine Straßenführung usw. zu verfassen, so hat er, wie der Maler für sein Bild die weiße Leinwand, ein leeres Blatt Papier vor sich. Hinzu treten heutzutage unter Umständen noch einige Eintragungen des Baubestandes und der Gegebenheiten, natürlich auch Auskunft, so wollen wir hoffen, über den Stand der Sonne und die topographischen Eigenschaften der Situation.

Dann aber beginnt das Rätsel, das Raten und Überlegen, der Versuch zum eigentlich schöpferischen Tun. Es geht sehr bald um die konkrete Frage, welche Linien, welche Form und Art für die Anlage, für die Überbauung, den Grundriß, den Aufriß usw. der Plan zeigen soll, um letzten Endes darzustellen, wie das Gebäude, die Straße, die Stadt aussehen wird.“

„Die eigene Haltung: Die Planung, das Bauwerk ist Subjekt, die Welt Objekt,

d.h. das Bauwerk verlangt durch die Art seiner Gesetzmäßigkeit, daß die Umwelt nach ihm geschaffen und geändert wird: Der Bau, eine Welt für sich! Die andere Haltung: Die Welt ist Subjekt, die Planung oder das Bauwerk Objekt, d.h. die Plangestaltung entsteht aus der Situation seiner Umwelt und fügt sich derselben ein: Der Bau als Teil der Natur!“

„Es ist das wirklich Neue, das den Jahrtausenden gegenübertritt in Manifestationen, die eher Organismen denn Architekturen sind. Es ist ohne Vorbild in der Form und motivlos, es wird, es entsteht.“

Wenn er von Umwelt sprach, dann meinte er nicht den Bestand, die Historie, sondern fast ausschließlich die Topographie im engeren Sinne, Höhenkurven waren für ihn Hinweise, Motive des Entwurfs.

Das WIE der Formbilder war für ihn der Kernpunkt des Entwurfs, des Entwerfens.

„Es ist ohne Vorbild in der Form und motivlos, es wird, es entsteht!“

Alles, was die Vergangenheit – vor allem das 16. bis 19. Jahrhundert – an Planfiguren, an Formbildern, an Entwurfsprinzipien anzubieten hatte, wurde abgelehnt, keinerlei Betrachtung und Beachtung gewürdigt, in härtester Weise kritisiert, denunziert.

Ein Stehenbleiben gibt es nicht mehr.

Ich erinnere mich an Willi Baumeister: „Es ist mit uns, den Modernen, wie mit einem Radfahrer. Bleibt er stehen, fällt er um.“

- Primärformen, strenge geometrische, stereometrische Figuren
- auch der Block, „gezirkelte“ Formen,
- Prinzipien wie Achse (Blickpunkt), Symmetrie, Wiederholung,
- Ornamentale, dekorhafte Formen

wurden abgelehnt. „Weiter gilt es, die vielfach vorliegende Ansicht der Möglichkeit einer Synthese zwischen dem Gestrigen, dem Traditionellen und Konventionellen und dem Neuen als abwegig nachzuweisen.“

Er war, wie viele mit ihm, von einer hinreißenden Hoffnung erfüllt, daß das Neue nicht nur eine Befriedigung des eigenen Ichs ist, „sondern es stellt mehr dar dadurch, daß es ein Beitrag zu der Entwicklung überhaupt ist und vermutlich aus einer Ahnung des Künftigen stammt und Traumbilder zu Wirklichkeiten macht!“

In der Diktion bezog er sich auf Personen, die den Kanon der klassischen Moderne lockerten, differenzierten, vor allem auf unseren Landsmann Hugo Häring, wie er Mitglied im RING.

„... Aufgaben, die vor allem Bauanlagen und Bauwerke zu geeigneten Organen des menschlichen Lebens werden läßt.“

Planung im Sinne des Geländes (Höhenkurven), der Besonnung, der sinn-

vollen Organisation (wie/wo komme ich in ein Gebäude – Eingang?), die Beachtung der menschlichen und – z. B. bei seinem Krankenhaus in Waiblingen – der ärztlichen Ansprüche. Überhaupt Strömungen, z. B. des Verkehrs. Wie bereits erwähnt: Die schwäbischen Kleinstädte waren häufiges Vorbild für absichtslose Planfiguren und Formbilder. Daraus erwachsen/entstanden seltsamerweise nicht völlig freie Planfiguren/Formbilder, sondern auch wieder festgelegte, elektizistische Bilder. Er bevorzugte neben den 20er-Jahre-Figuren, z. B. der Zeile, des Riegels, die Z-Form, den Winkel, den geknickten Riegel, die angeflanschten Baukörper, die ineinander geschobenen Kuben/Baukörper, auch die Formenwelt seines Freundes Erich Mendelsohn: dynamische, nicht-rechtwinklige Formen.

Vorlesungen hielt er selten, meist waren es Variationen (anhand vieler Beispiele) dieser Thematik.

Auch als Städtebaulehrer war er primär Architekt (von Einzelbaukörpern). Die Lektüre der Stadt in ihren vielen Schichten, als in der Zeit, der Geschichte entstanden, interessierte ihn wenig (Ausnahme Mittelalter). Sie war ohne Geschichte, sie hatte Platz zu machen für das Neue.

Er war ein Kind der 20er Jahre, der geläuterten 20er Jahre, der späten 20er, der frühen 30er Jahre.

Er war Praktiker, Organisator, die Stadt wurde als etwas zu Organisierendes, als etwas Funktionierendes, als etwas Dynamisches aufgefaßt.

So wurde sie namenlos, aufgelöst, sie wurde reduziert auf frei im Raume stehende Baukörper, festgehalten am Davonschwimmen durch abstrakte Vorstellungen von Planfiguren und Formbildern, durch Berücksichtigung von Himmelsrichtung/Besonnung, Höhenlinien.

Ein geistig-gedankliches, ein soziales Konzept allgemein und von Stadt existierte nicht, ich füge hinzu: bis heute nicht. Nicht bei den Politikern, aber auch nicht bei uns, den Architekten.

### Teil 3: Richard Döcker als Entwurfslehrer:

Mit Vorliebe stellte er Aufgaben aus dieser Stadt, aus ihrem Umland.

Meist waren es Gruppenkorrekturen, die er veranstaltete.

Einzelkorrekturen höchst selten und nur mit den Besten.

Einzelkorrekturen waren in der Regel den Assistenten vorbehalten.

Die Gruppenkorrekturen liefen meist so ab:

Wir mußten unsere Arbeiten auf zusammengeschobenen Tischen ausbreiten:

Dann kam er, der Meister mit seinen Assistenten.

Meist wortlos, wenig Worte wechselnd:

Meist wurden 3 Qualitätsgruppen gebildet

Gruppe 1, die kleinste Gruppe, meist nur wenige Arbeiten, 3 bis 4 von ca. 40 Arbeiten.

Es waren die Arbeiten, mit denen seiner Ansicht nach es lohnte, sich zu beschäftigen. Döcker äußerte sich mit wenigen Sätzen positiv, die Arbeiten durften auf den Tischen liegen bleiben. Arbeiten voller Hoffnung.

Gruppe 2, eine kleine Gruppe von Arbeiten, vielleicht 7 bis 10 aus den 40 Arbeiten.

Es waren die Arbeiten, mit denen es sich nicht lohnte, daß er sich damit beschäftigte, dafür waren die Assistenten ausersehen. Arbeiten, bei denen man noch Hoffnung hegen konnte.

Gruppe 3, die größte Gruppe, über die Hälfte der 40 Arbeiten.

Es waren die Arbeiten, bei denen es sich nicht lohnte, sich weiter damit zu beschäftigen, weder er, noch die Assistenten, noch wir, die Studierenden.



Döcker bei der Entwurfskorrektur

So weit, so gut. Arbeiten nach bestimmten Qualitätsgesichtspunkten in Gruppen einteilen, kann man.

Vorausgesetzt, daß man/wir erfahren, warum, wo positive und wo weniger positive Ansätze da sind. Doch dies war kaum der Fall. Döcker war in größerem Kreis äußerst distanziert, schweigsam, wenig mitteilend, wenig begründend. Dafür in den wenigen Äußerungen sarkastisch, zynisch, ja menschenverachtend. Wir hatten Angst vor ihm, Angst vor seinen Äußerungen, vor seiner manchmal ätzenden, vernichtenden, Rest-am-Boden-zerstört-Kritik.

Einige Beispiele:

- Wiederholungen von kritisierenden Worten waren noch milde Kritik, z. B.: fürchterlich – fürchterlich, unmöglich – unmöglich Waaas? – Waaaas?
- Für den Papierkorb, tun Sie es dort hinein. Daß man es nicht sofort selbst tun mußte, war schon eine Wohltat.
- Meine Herren, werden Sie Metzger, Bäcker, da haben Sie es auch mit Papier, mit ähnlichem Papier zu tun,
- Meine Herren, sie wollen doch auch einmal einen weißen Kittel tragen. Wissen Sie, dann werden Sie Friseur, Metzger, die tragen auch weiße Kittel.
- Die Zeichnung am äußersten Ende anpackend und zynisch darauf blickend, war auch eine Art der Mißachtung, der Verachtung.
- Berühmte Frage: Was ist Ihr Vater? Dann könnten Sie doch besser dasselbe tun,
- usw. usw. usw.

Nach derartigen Besprechungen, Korrekturen waren die meisten von uns gedemütigt, erledigt. Wie gesagt: wir hatten Angst vor ihm, vor solchen Vorstellungen.

Danach gingen wir zu den Assistenten, um uns Trost, Rat zu holen, Streicheleinheiten.

Darf ich auch diesen Teil zusammenfassen:

- Döcker war kein besonders guter Pädagoge.
- Vor allem bei größeren Gruppen auf Distanz gehend, wenig mitteilend. Überlegenheit demonstrierend, ohne dem anderen, den anderen Gelegenheit zur Diskussion, zur Auseinandersetzung zu geben. Wir nannten ihn sphinxhaft. Er war eine Sphinx.
- In kleineren Gruppen war es gelegentlich anders, da konnte er sogar humorvoll sein, konnte zuhören, konnte Argumente – so schwer es ihm of-

fensichtlich fiel – gelten lassen. Doch für uns Studenten gab es die kleine Gruppe nicht.

- Völlig unverständlich fanden wir, daß er sich meist nur mit den Besten beschäftigte, denn die konnten es, können es ja auch meist ohne Betreuung. Um die weniger guten sollten wir Lehrer uns aus sozialen, aus psychologischen, aus menschlichen Gründen bemühen. Ganz abgesehen davon, daß sich Menschen beeinflussen lassen, sich entwickeln. Doch dafür hatte er kein Einsehen, keine Zeit.
- Überlegenheit mußte er demonstrieren. Warum vor uns? Häufig geprägt von Mißtrauen, Ehrgeiz, Eitelkeit, Selbstüberschätzung. Wir fragten uns, warum hat er dies nur notwendig?
- Döcker war eine schwierige, eine komplizierte, eine widersprüchliche, eine ambivalente, eine unausgeglichene Person.

Manchmal hatten wir Mitleid mit ihm. Warum verhielt er sich so? Ein Teil der Gründe liegt sicher in seiner Vita. Doch damit läßt sich nur ein Teil erklären, der größere Teil sind Vermutungen.

Exkurs in diesem Zusammenhang.

Ich weiß nicht, ob seine ambivalente Haltung mir gegenüber auch damit begründet war, daß er während seines Studiums Mitglied einer Burschenschaft, einer Verbindung war und wir/ich – z.B. die PROGRESSIVE GRUPPE und andere – gegen die Verbindungen, gegen die aufkommende Restauration, auch in diesem Bereich polemisierten, demonstrieren.

Überhaupt war sein Verhältnis zur Macht, zum Militär, auch zum Krieg sehr gespalten:

- zu Beginn des ersten Weltkrieges sofort freiwillige Meldung,
- zu den Luftschnitzern, Absturz, Verschüttung, jahrelange Lähmung, Lazarettaufenthalt, danach dienstuntauglich,
- danach der Wandel zur antimilitaristischen, zur pazifistisch eingestellten Person.

Er war

- ein skeptischer Mensch.
- Sicher war Döcker ein Republikaner, ein aufrechter Demokrat,
- Parteipolitisch eher links von der SPD einzustufen, seine Bekanntschaft mit Dr. Friedrich Wolf, damals Publizist in Stuttgart, später Botschafter der DDR in Polen, unterstreicht dies.

Einmal kam ich mit ihm in diesem Bereich in Berührung: Ich war damals zwei Jahr lang zweiter Vorsitzender des SDS an der Uni. Gleichzeitig mit Erhard Eppler im Landesvorstand der GVP, der Heinemann-Partei. Heinemann

und Niemöller lud ich zu Vorträgen an die Uni Stuttgart ein. Einen Raum hierfür zu beschaffen, war das Problem. Ich dachte, Döcker würde mir aufgrund seiner anti-militaristischen, ja pazifistischen Einstellung dabei helfen. Doch er verhielt sich relativ kühl, fast unbeteiligt. Dann ging ich zu Rolf Gutbier, damals bereits Rektor. Zuerst war er fast begeistert, sagte mir Räume, alles mögliche zu. Doch wenige Tage vor der Veranstaltung zog er seine Zusage zurück. Max Bense half mir dann, er stellte seine Lehrstuhlräume zur Verfügung. In diesem Zusammenhang: Aus seiner weltanschaulichen, seiner atheistischen Position macht Döcker nie einen Hehl. Zynisch, sarkastisch, manchmal sogar hemmungslos zog er über die Religionen, vor allem die katholische Kirche her.

Diskutieren konnten wir darüber mit ihm nicht, wollten wir nicht. Siehe auch Schriftwechsel mit Walter Gropius – Bauhausdebatte 1953. Darin – Rudolf Schwarz – sah er eine schwarze, eine katholische Verschwörung.

#### Teil 4: Döckers Weggang, Resignation

Ich erlebte Döcker an der Hochschule in zwei Phasen, im Übergang zwischen diesen beiden Phasen.

Phase 1 Ende der 40er, Anfang der 50er Jahre.

Jene Phase, in der Döcker noch der Alte war: noch dynamisch, energisch, voller Lust, voller Erwartungen und

Phase 2 Mitte/Ende der 50er Jahre

trat eine Ernüchterung, eine Veränderung ein.

Döcker zog sich noch mehr zurück, wurde lustlos, resignative Züge tauchten auf, wurde noch unausgeglichener, wurde noch zynischer.

Auch wir Studenten bemerkten diese Veränderungen im Verhältnis zu uns, zum Geschehen an der Hochschule, auch im Verhältnis der Lehrenden untereinander.

Wir machten uns, ich machte mir darüber Gedanken:

Lassen Sie mich etwas ausholen:

aus dem Setzen von Interpunktionen – persönlich und kollektiv – im Laufe, durch den Lauf der Zeiten, resultieren subjektiv verschiedene Interpretationen der Geschehnisse.

Daraus ergeben sich unterschiedliche Werte, Stellenwerte, Wertediskussionen, die auch die jeweilige persönliche und kollektive Biografie beeinflussen. Wir erleben dies bei allen wesentlichen Fragen. Individuell und kollektiv. Augenblicklich bei der Interpretation der Zäsur von 1989. Wer dieses Datum auch als einen Einschnitt für uns im Westen betrachtet, wird zu anderen Interpretationen, zu anderen Perspektiven, anderen Wertsetzungen kommen, als derjenige, der dieses Datum nur als einen Einschnitt für die da drüben betrachtet.

Bei Döcker gab es verschiedene, ihn zutiefst berührende, sein Wertsystem stark beeinflussende Zäsuren.

– Einmal der erste Weltkrieg und seine ihn auch körperlich belastenden Auswirkungen. Damit verbunden war auch der Stellungswechsel der Technik.

– Dann, seine wichtigste Periode, die kurze Zeit von 1919 bis 1933, 14 Jahre, die durch die Zäsuren 1918 und 1933 bestimmt waren.

In dieser Zeit muß Döcker ganz er selbst gewesen sein: Voller Energie, dynamisch, dem Neuen, nicht nur dem Neuen Bauen aufgeschlossen. Voller Perspektive. 1933, 39 Jahre alt, national, bereits international geachtet.

– Dann die zweite wichtige Phase von 1933 bis 1945, die für ihn voller Demütigungen, voller Frustrationen, voller Resignationen gewesen sein muß. Innere Emigration ist ein zu schwaches Wort für diesen Zustand. Isolation, Selbst-Isolation

– Dann die dritte Phase, die Phase nach 1945.

Zu Beginn, sozusagen als Perspektive, als Fanfare die Datierung des Baugesuches seines Hauses, auf den 8. Mai 1945, den Tag der endgültigen Niederlage des 3. Reiches, die Unterzeichnung der Kapitulation der deutschen Wehrmacht an allen Fronten in Reims.

Für Döcker Aufbruch, neue Hoffnung, Perspektive, endlich mit 51 Jahren die Möglichkeit, seine Gedanken, seine Ideen, seine Vorstellungen voll und ganz zu realisieren.

Zunächst schien es ja auch so, daß alle die aufgestauten Träume Wirklichkeit werden sollten:

– erster Generalbaudirektor von Stuttgart,

– Leiter der ZAS – Zentrale für den Aufbau Stuttgarts

– Forschungsgemeinschaft Bauen und Wohnen

– Hochschullehrer ab 1947, Aufbau der Architekturabteilung,

– Planungs- und Realisierungsaufträge

Was will man mehr, was konnte er mehr wollen?

Auch in der allgemeinen Entwicklung schienen sich damals positive Anzeichen abzuzeichnen.

In diesen späten vierziger, frühen fünfziger, Mitte der fünfziger Jahren fand enorm viel, auch Violdimensionales, statt, kündigte sich an.

Ich denke dabei zum Beispiel an:

- der Aufruf von 1947: GRUNDSÄTZLICHE FORDERUNGEN überschrieben, den Döcker und andere verfaßten und unterschrieben, gehört dazu.
- Die Darmstädter Gespräche 1951, 1952 waren solche Zeichen der Hoffnung, Seltsamerweise nahm Döcker daran nicht teil, obwohl er gelegentlich darauf zu sprechen kam.
- Die Bauhaus-Debatte 1953, die in den Bauwelt-Fundamenten Band 100, der in diesen Monaten herauskam, zum ersten Mal minutiös zusammengestellt ist. Dokumente einer verdrängten Debatte, in der sich Döcker mehrmals in Briefen an Walter Gropius, an Alfons Leite einschaltete. Seltsam eindimensional, ich bin der Meinung, auch unhistorisch, bitter, verbittert, wie ein beteiligter Unbeteiligter.
- Außerhalb der Architektur die Frankfurter Hefte, Walter Dierks und Eugen Kogon die Herausgeber (sie warfen damals das Stichwort Restauration zum ersten Mal in die Debatte).

Der bis dahin unterbliebene, oder nur sehr zögerliche Neubeginn wurde dort angemahnt.

Personen, die die Zeit vor 33 bewußt erlebten, unter der Zeit 33 bis 45 besonders litten wie z. B. Döcker, Eiermann, Schwippert, um nur einige zu nennen, hofften, glaubten,

daß nun – nachdem die Fenster wieder offen waren, frische Luft einströmen konnte,

die Visionen der 20er, der 30er Jahre wieder aufgegriffen, weiterentwickelt, Wirklichkeit werden konnten,

daß nun andere, unbelastete Personen das Sagen haben würden.

Daß dies nicht eintrat, wissen wir, sahen damals schon manche Kollegen voraus.

Es war Hans Schwippert, der sehr deutlich auf diese verhängnisvolle Entwicklung hinwies:

„Diese Aufgaben der ‚Praxis‘ stehen in einer großen Gefahr ... man müsse nun zunächst – bedauerlicher-, aber unabänderlicher Weise –, die niederen Aufgaben lösen und habe dann erst die Möglichkeit, an höhere Dinge heranzugehen. Das gefährlichste geistige Übel des jüngeren Abendlandes, die Welt zu trennen in das Körperlich-Vitale hier und das Geistige dort, steht vor

uns in der Form des deutschen Erbfehlers einer falschen Trennung zwischen Theorie und Praxis.“

und man meinte nicht nur für den Feiertag, sondern auch für das WAS hätte man später (wieder) Zeit.

Trotzdem überall zaghafte Ansätze:

In der Architektur:

„In diesen späten fünfziger Jahren schien sich ein Baukultur anzukündigen, die nun wirklich dort anknüpfte, wo 25 Jahre zuvor alles abgebrochen worden war – ein Bauen des Maßes, der leisen Töne und Eleganz des Details“, zum Beispiel Bauten von

- Egon Eiermann,
- Otto Bartning,
- Rudolf Schwarz,
- Fritz Schumacher,
- Wilhelm Riphahn,
- Emil Steffan,
- selbst noch Heinrich Tessenow,
- auch einige wenige Bauten von Richard Döcker gehören dazu.

Döcker – er war einer der wenigen – versuchte, sich daran zu beteiligen. Darum zu kämpfen, daß wir uns unserer eigenen Geschichte erinnern, uns darum bemühen.

Er versuchte es an der Hochschule, auch außerhalb der Hochschule, in seinen Vorlesungen, manchmal – was selten genug vorkam – auch in Gesprächen, beim Besprechen von Entwürfen.

Dabei und damit bekamen wir – mehr ahnungsweise – das Wesentliche dieser Kontroversen mit.

In Stuttgart, auch an der Hochschule, spielten diese Auseinandersetzungen keine Rolle. Außer Döcker beteiligten sich die anderen kaum daran. Man hatte anderes zu tun, z. B. die internen Auseinandersetzungen über den Aufbau der Hochschule in der Stadt, die Aufträge. Zudem waren und sind die Hochschulen schon immer bewahrende, konservative Orte. Die geistigen Auseinandersetzungen finden in ihnen nicht/kaum statt.

Weder die gesellschaftlichen, noch – im engeren Sinne – die professionellen. Damals 1947 bis 1958 nicht, in den Jahren, in denen Döcker an der Hochschule war.

Ich füge hinzu, auch heute nicht.

Damals – Mitte der 50er Jahre in etwa – „Muß es irgendwann über diese Generation gekommen sein, und, da sie Macht eroberte und verteidigte, sinken mit ihr auch die 20er Jahre endgültig in die Vergangenheit.“ (Wolf Jobst

Siedler) Das Erbe der 20er Jahre, sein Erbe wurde wieder nicht verstanden, er fühlte sich in zunehmendem Maße isoliert, wieder als Außenseiter. Auch seine eigenen Planungen, seine Realisierungen erhielten nicht mehr die Anerkennungen, wie seine Konzepte und Projekte der 20er, der 30er Jahre. Er spürte auch, daß wir Studenten skeptisch vor manchem seiner Projekte und Realisierungen standen, z. B. seine Entwürfe für das Kaufhaus Union, die Wohnhäuser Schöttle in Reichenbach, Stephan in Cannstatt. Vieles stimmte nicht mehr zusammen, nicht mehr überein

Theorie und Praxis,

Vergangenheit, seine Vergangenheit und Gegenwart,

Anspruch und Realität.

Da sind Studenten ja sehr sensibel, reagieren sehr deutlich.

Dies war schon immer so, ist heute noch so. Dies ist eine Frage der Glaubwürdigkeit, der Übereinstimmung zwischen Anspruch und Wirklichkeit.

Die Studenten blieben aus, sie konnten an ihm vorbeistudieren.

Gingen mehrheitlich zu seinem früheren Freund, nun Intimfeind, Rolf Gutbier.

Döcker war sehr verletzlich, auch verletzend, mimosenhaft empfindlich.

Wieder beiseite geschoben zu werden, wieder isoliert zu sein.

Ich erinnere mich, wie bitter er manchmal wurde, noch zynischer gegenüber seiner Umgebung, auch uns Studenten gegenüber.

Wir sahen, wir merkten, wie er darunter sichtlich litt.

Es ihm zunehmend nicht gelang, nicht gelingen konnte, die Auseinandersetzungen

– mit den Werten der neuen Zeit, dem Wertewandel,

– mit den Kollegen,

– mit uns, den Studenten

zu suchen und zu bestehen.

Er war nicht die Person, nicht mehr die Person.

Vielleicht hat er sich auch darin gefallen.

Wir hatten Mitleid mit ihm.

Er spürte, wir spürten, daß seine wichtigen Anliegen,

und damit sein halbes Leben

und damit auch der erfolgreiche, der glücklichere Teil seines Lebens

endgültig der Vergangenheit angehört, versinkt.

So resignierte er wieder, er retirierte.

Er ließ sich, dies war schon nach meinem Diplom 1956, 1958 vorzeitig emeritieren,

ein Jahr vor seinem 65. Lebensjahr, dem normalen Emeritierungsalter.

Er wollte konsequenterweise auch keine offizielle Verabschiedung.

Er meinte, sie wäre zur Heuchelei,

zur Unglaubwürdigkeit

geworden, worin er bestimmt recht hatte.

So ging er still und leise, dieser kleine alte Herr.

## Zum Schluß:

Döcker war für uns Studenten nicht der Lehrer

– von dem wir das schnelle Entwerfen, das später erfolgreiche Entwerfen lernten,

– von dem wir nicht die neuesten Moden, die es damals schon gab, lernten,

– von dem wir nicht den leichten Umgang mit der Dame ARCHITECTURA beigebracht bekamen,

– von dem wir nicht methodisches, was man darunter auch verstehen mag, Entwerfen lernten,

– von dem wir nicht lernen konnten, wie man pfleglich mit Menschen umgeht,

– von dem wir, die meisten von uns, nicht geachtet wurden.

Döcker war für uns der Lehrer

– von dem wir Haltung, bestimmte Haltungen, Werte lernten, lernen konnten,

– von dem wir das Anliegen der 20er Jahre lernen konnten,

– von dem wir lernen konnten, Rückgrat zu besitzen und durchzustehen,

– von dem wir lernen konnten, Anforderungen, nicht nur berufliche, zu stellen, zu erfüllen, koste es, was es wolle,

– von dem wir lernen konnten, die Wichtigkeit des Entwerfens bis ins Detail.

Meinen EPILOG könnte ich überschreiben:

Von der hohen Achtung, der Hochachtung bis zum Mitleid;

in demselben Maße nahm die Achtung, vor der neuen Welt, die sie verkörperten, vor dem Durchsetzungsvermögen der damals jungen Lehrer, Siegel, Gutbier, Gutbrod, denen wir nachstrebten, zu.

In demselben Maße Distanz, mit Trauer durchmisches Verständnis/Unverständnis dem kleinen, alten Mann, Richard Döcker, gegenüber

Er ragte aus einer Zeit herüber, die nicht mehr unsere Zeit war,

architektonisch als auch menschlich.

Ein Teil dessen, was ich Ihnen erzählte, ist die Sicht eines 60jährigen, seine eigene Erfahrung, die sich im Spiegel Döcker spiegelt.

Auch das ein Beitrag für uns, für mich.

Auch dafür gebührt ihm, Döcker, Dank, persönlicher Dank.

Wir Lehrer sollen und können ja nicht nur instrumentales, zeitabhängiges Wissen und Handeln vermitteln,

sondern auch ein Stück unserer Welt, unserer Innenwelt.

Freiwillig, unfreiwillig ist Döcker dies gelungen.

Werner Durth

## Die Botschaft Richard Döckers

Die Botschaft Richard Döckers: von einer „Haltung“ zwischen Hoffnung, Warten und Verweigerung – so möchte ich meinen ebenfalls subjektiv eingefärbten Vortrag nennen. Doch im Unterschied zu den Vorrednern, die noch persönliche Erinnerungen an Richard Döcker mitteilen konnten, ist mir – 55 Jahre nach ihm geboren – Döcker nicht selbst begegnet. Und doch gab es Begegnungen eigener, imaginärer Art, die mir das Leben, vor allem aber das Leiden Richard Döckers an seiner Zeit fast schmerzhaft nahebrachten, in dieser geradezu existentiell begriffenen Aufgabe, Gedanken des Aufbruchs aus den zwanziger Jahren in die Zukunft weiterzutragen.

In jenen 70er und 80er Jahren, in denen ich die Lebensläufe deutscher Architekten erforschte, um den sozialhistorischen Hintergrund unserer jüngsten Architekturgeschichte zu erhellen, verdichteten sich die hinterlassenen, mir plötzlich zugänglichen privaten, ja fast intimen Mitteilungen Döckers zu einer gültigen Botschaft an spätere Generationen: zum Auftrag, nicht nachzulassen im ständigen Fragen nach der sozialen Verantwortung des Architekten, nach seiner je ganz eigenen Verantwortung unter wechselnden gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen, – eine Botschaft mit dem Appell, nicht auszuweichen vor den Pressionen der Macht, nicht auszuweichen in blinde Bequemlichkeit und jenen skrupellosen Opportunismus, der sich gerade in den 30er und 40er Jahren wie ein drückender Schatten auf die Geschichte unserer sonst so lautstark selbstbewußten Architektenschaft legte, die sich stets rasch mit den Mächtigen arrangierte, wenn sie nur bauen darf: „Vom Bauwurm befallen“, wie Paul Bonatz diese Berufskrankheit nannte. Nur wenige, die nicht der rassistischen oder explizit politischen Verfolgung ausgesetzt waren, haben so konsequent, aber auch so verzweifelt um Selbstachtung und moralische Integrität gerungen wie Richard Döcker – in der gebrochenen, doch noch mühsam behaupteten Hoffnung auf ein anderes, richtigeres Leben und Bauen jenseits einer terroristischen Herrschaft, die von vielen nur als Aufwind für rasche Karrieren betrachtet wurde.

Seine Briefe, Notizen, Gedichte aus den 12 Jahren nationalsozialistischer Herrschaft haben mir ein singuläres Beispiel dafür gegeben, daß man eben



nicht nur achselzuckend dem auch heute wieder vielbeschworenen „Zeitgeist“ nachgeben mußte, der um 1933 in der Wende nach rechts bei vielen Kollegen offenbar restlos die Wahrnehmung und das Denken über die Kanten des Reißbretts hinaus blockierte und eine ganze Generation über 12 Jahre hinweg in selbstverschuldeter Unmündigkeit gefangenhielt.

Während 1934 der verehrte Mies van der Rohe eine öffentliche Ergebniseadresse an Adolf Hitler unterschrieb, während selbst integre Mitstreiter des Neuen Bauens wie Elsässer, Gropius, die Brüder Luckhardt und andere sich noch 1934 am großen Wettbewerb um Zukunftsprojekte des barbarischen Dritten Reichs beteiligten, sah Richard Döcker, mit 40 Jahren auf dem Höhepunkt seiner Schaffenskraft, mit Hellsicht und innerer Düsternis das Ende des Neuen Bauens, wie er es verstand: das hoffentlich nur vorläufig Ende des Neuen Bauens, für das er sich mit Kollegen in Stuttgart, aber auch mit den Berliner Kollegen im „Ring“ moderner Architekten mit aller Energie eingesetzt hatte.

Nach Hitlers Kampfansage an die künstlerische Avantgarde der Weimarer Republik war mit der Kulturrede in Nürnberg 1934 klargestellt worden, daß künftig in allen kulturellen Bereichen, besonders aber im Bauen strikte Gleichschaltung und Botmäßigkeit gefordert waren – selbst wenn damit auch jene eigensinnig reaktionären Kampfgefährten von gestern ins Abseits gerieten, die eben noch dem neuen Tyrannen den Weg zum Durchmarsch ins bürgerliche Lager bereitet hatten.

Nach wütenden Angriffen auf die Moderne prangerte Hitler 1934 in Nürnberg höhnisch auch die konservativen Baumeister aus der Heimatschutz-Bewegung als Versager an; kurz zuvor noch gewürdigte Baumeister wie Schmitthenner und Schultze-Naumburg galten nun als klägliche „Rückwärtse“, wie Hitler sie jetzt nannte. Doch auch dieser Schlag gegen seine früheren Feinde vermochte Richard Döcker nicht als Genugtuung zu empfinden, da hiermit nur ein weiteres Signal zur Unterdrückung jedweder lebendigen Baukultur gegeben war, die sich aus Vielfalt, Kontroverse und Anregung nährt.

Im Dezember 1934 schreibt Döcker an den Emigranten Erich Mendelsohn nach London: „Ein Jahr ist vergangen, das zu Anfang noch alle Hoffnungen zuließ, daß wenigstens auf dem Gebiet der Kunst und vor allem unserer Baukunst Leistung, Wert und Niveau usw. gelten und siegen würden. (...) ich bin bar jeglicher Hoffnung – hier in Stuttgart ist es ganz schlimm, trotzdem Schmitthenner schnell und sozusagen restlos seinen Hochmut aufgeben und in der Versenkung verschwinden mußte. ... Man kann ruhig den Beruf aufgeben – dann muß man nicht lügen, um wenigstens zu leben – und

man belastet das Gewissen nicht mehr. Wenn man nur wüßte, was tun!! – Der Werkbund ist auch zerschlagen und aufgelöst – alle die, die neidisch waren, weil es zur Mitgliedschaft nicht gereicht hat, haben jetzt ja das Ziel erreicht. Poelzig, Häring usw. – ich weiß von keinem. Gropius soll inzwischen in London sein, wissen Sie davon?“

1935 gelang es Döcker, den Kontakt zu Poelzig wiederherzustellen, der ihm gleich im Januar auf seinen Brief antwortete: „Lieber Herr Döcker, da ich verreist war, habe ich Ihren Brief erst nachträglich erhalten. Zunächst alles Gute zum Neuen Jahr, ob's wirklich gut ist, wissen wir nicht. (...) Es bleibt sicher nichts übrig, als abzuwarten. (...) Geben Sie bitte Ihren Beruf nicht auf, es wird sich bestimmt vieles wieder einrenken, und ungefähr die gleichen wie früher werden sich wieder zusammenfinden. Taktische Fehler sind ja da bestimmt gerade auch von den Ringleuten gemacht worden, die müssen eben künftig vermieden werden. Sonst wäre es Zeit, den Ring wieder in irgendeiner Form aufzustellen, aber es ist doch nicht so weit. (...) Also lieber Herr Döcker alles Gute. Man kommt auch immer wieder auf die andere Seite des Berges. Mit herzlichen Grüßen Ihr Poelzig.“

Solche Ermutigung hat Döcker bitter nötig, wie ein Brief an Mendelsohn im Mai 1935 zeigt: „Die Situation für uns Architekten ist aus. (...) So lebt man jeden Tag ohne Hoffnung, ohne ehrliche Arbeit, man bemüht sich so gut es geht zu bestehen, um dann zu entdecken, daß alles Entwickeln eines Problems der Arbeit nichts gilt, d.h. schon ausreicht, um von vornherein sich auszuschalten. Doch andererseits, so einfach sich hinlegen und schließlich sterben, das kann man auch nicht. Man wird eben bleiben müssen, warten, aushalten – und schließlich eben immer wieder kämpfen für das Richtige, Bessere. Ob es letzten Endes hilft und recht wird? Wer weiß bei dieser verrückten Welt das zu sagen? – Wissen Sie einen anderen Weg?“

Nach einer Phase tiefer Depression scheint Döcker im Sommer wieder Mut zu schöpfen; er reist nach Berlin, besucht Häring und Poelzig, spricht mit Kollegen. Im November bittet er Mendelsohn: „Schicken Sie mir doch irgend etwas, damit man sieht, daß es noch Arbeit gibt und Arbeit wird, – man sitzt hier ganz auf dem Trockenen.“

Verzweifelt kämpft Döcker gegen die Depression und Isolation an, der er sich in Stuttgart ausgesetzt sieht: „Hier in Stuttgart ist alles abgeschnitten, man hört einfach auf – man lebt nur, weil man nicht verhungert, man baut kleine Hütten und Ställe, aber zu gestalten oder zu schaffen gibts nichts. Die Zeit geht und kommt allerdings auch so ... man wird sogar älter, dabei kälter, gleichgültiger.“

Seit 1933 hatte sich der als „Baubolschewist“ diffamierte Döcker nur mühsam durch kleinere Bauprojekte über Wasser halten können. Ende der dreißiger Jahre blieben selbst die bescheidensten Aufträge aus; zudem litt Döcker unsäglich an den politischen Verhältnissen in Deutschland und dem immer weiter sich ausbreitenden Krieg. Im Oktober 1939 schrieb er in sein Tagebuch: „Mein Wille zum Leben ist wohl noch vorhanden – aber fast ohne Interesse am Weiterbestehen – man ist lebendig begraben!“

Um neuen Lebensmut zu finden, beginnt er 1939, mit 45 Jahren, das Studium der Biologie. Doch zwei Jahre später ist er als Architekt wieder gefragt. Im September 1941 wird er vom Chef der Zivilverwaltung in Lothringen, Abteilung für den Wiederaufbau, im Wiederaufbaubereich Saarpfalz eingesetzt; ab Oktober 1943 wird ihm sogar die Leitung des zentralen Entwurfsbüros in Saarbrücken übertragen.

Etwas zur selben Zeit, als Albert Speer als Minister für Rüstung und Kriegsproduktion erste Gedanken über die Einrichtung eines Wiederaufbaustabes formulierte, die dann Ende 1943 erfolgt, schreibt Richard Döcker in Kenntnis der militärischen Katastrophen an der Ostfront, zwei Jahre vor Kriegsende, am 8. Mai 1943, an seinen Freund Hugo Häring, den ehemaligen Sekretär des Berliner Architekten-Rings, der inzwischen in Berlin eine private Schule für Gestaltung betreibt: „Mir ist zum Beispiel völlig unverständlich, warum nicht jetzt als wichtigste Maßnahme ein kleines, aber sehr produktives Zentralbüro oder ähnliches geschaffen wird, das mit wenigen Leuten, ca. 20 Mann, die Aufgabe sich stellt, für die Zukunft des Wiederaufbaus der Zerstörungen, wenigstens in Mitteleuropa – Generelles, Grundsätzliches aller dieser Probleme zu sammeln, zu entwickeln, vorzubereiten, zu sichten usw. und eventuell sogar an den Stellen, die klar liegen, Neuordnung systematisch anzusetzen: In Richtlinien, Schemen, Grundsätzen für das Neue, das die Zukunft verlangen wird und muß. Eine solche Arbeitsgruppe beeinträchtigt die Totalität des Kriegseinsatzes in keiner Weise, im Gegenteil, sie könnte schon jetzt das Durcheinander des Arbeitseinsatzes und die vielerlei Methoden der Behebung der Schäden ausrichten, lenken und ordnen. Jetzt ordnen und bestimmen es die Juristen oder Fachleute ohne jede persönliche Kenntnis der Vielheit der Aufgaben und ihrer Verästelung.“

Döcker fügt hinzu: „Man kann sicher den Standpunkt einnehmen, gar nichts zu tun und abzuwarten, da ja Dinge und Ereignisse sich entwickeln und gestalten, wie man es bei den kühnsten Annahmen, Voraussetzungen und Hoffnungen nicht voraussehen kann. Bitte überlegen Sie mal, was Sie von Ihrem Berliner Stand aus sehen und raten können und lassen Sie dann bald etwas hören.“

Häring scheint von Döckers Vorstößen zu diesem Zeitpunkt nicht sehr erbaut zu sein. In einem Brief vom 18. Mai 1943 rät er zunächst deutlich von der Veröffentlichung der Vorschläge für eine Typenfabrikation von Häusern ab, und zwar mit dem vieldeutigen Hinweis: „Wir gehen Verhältnissen entgegen, die die Voraussetzungen schaffen für ein gestalterisches Bauen, wie wir es uns immer gewünscht haben.“ Deutlich hatte Häring in seinem Brief vom 15. Mai bereits signalisiert: „Was Ihre Arbeiten angeht, so halte ich jede Bemühung, sie heute zu verwenden, für zwecklos. Sie werden gegebenenfalls ihren Zweck später erfüllen, aber im Augenblick kann ich mir nicht vorstellen, daß es überhaupt einen Sinn hat, diese Arbeiten in breitere Kreise zu bringen. Ich vermerke insbesondere den letzten Absatz ihres Briefes vom 08. 05., den Sie nur konsequent zu Ende zu denken brauchten.“ Dieser letzte Absatz hieß: „Bitte überlegen Sie mal, was Sie von Ihrem Berliner Stand aus sehen ...“ Was Häring dort sah, veranlaßte ihn, Döcker ernsthaft davon abzuraten, sich in der absehbaren Endphase des Dritten Reichs durch Publikationen zu exponieren.

Entsprechend diesem Rat arbeitet Döcker im Verborgenen weiter, stellt trotz aller Skepsis weitreichende Grundsatzüberlegungen an und wartet mit einer Fülle von Gedanken und Plänen das Kriegsende ab. Ab Frühjahr 1945 formuliert er in mehreren Schriften seine Überlegungen zum Wiederaufbau. Nein, nicht Wieder-Aufbau soll es heißen, sondern Aufbau: „Unsere Zukunft – die Regierung des Aufbaues“ überschreibt er im April die erste Fassung eines Grundsatzprogramms. Dabei wird deutlich, daß ihm das neue Bauen nach dem Kriege gleichsam zum äußeren Symbol einer grundsätzlichen Erneuerung Deutschlands insgesamt werden soll. Fast schwärmerisch endet der Text mit den Sätzen: „Es handelt sich also um eine bedeutende, erste und eine große Sache, die einem Ideal der Zukunft dienen soll. Es geht nicht um Recht und Besitz, nicht um Geld und Verdienst, Handel oder Wirtschaft als dem Ausschlaggebenden. Es handelt sich um die Sache aller, um die Sache gegenüber der Ich-Welt des Menschen, die zum Leben hinzukommt, so wichtig fast wie die Luft zum Atmen. Es handelt sich um die Sache der bleibenden Werte, die die Einrichtung der Zukunft vieler Generationen, den Neubau einer Welt bedeuten. Und diese neue Welt – muß und wird gebaut werden – moderner, d.h. behaglicher, richtiger als alles, was bisher war, mit jenen Freiheiten und Freuden, die die Menschen bisher vermissen mußten – diese alte Welt wird neu! Uns bleibt die Vorbereitung.“

Das lange Leiden schlägt in neuen Lebensmut um. Trotz aller Trauer lohnte das Warten, in dem die Maßstäbe für richtiges Tun gewahrt, die Hoffnungen von gestern nicht verraten und für neue Aufgaben morgen aufbewahrt

wurden. 1945, bald Präsident des neugegründeten BDA, geht Döcker fast überschwenglich ans Werk, an den Aufbau – womit er die radikale Veränderung aller Lebensgrundlagen nach den Jahren des Terrors versteht.

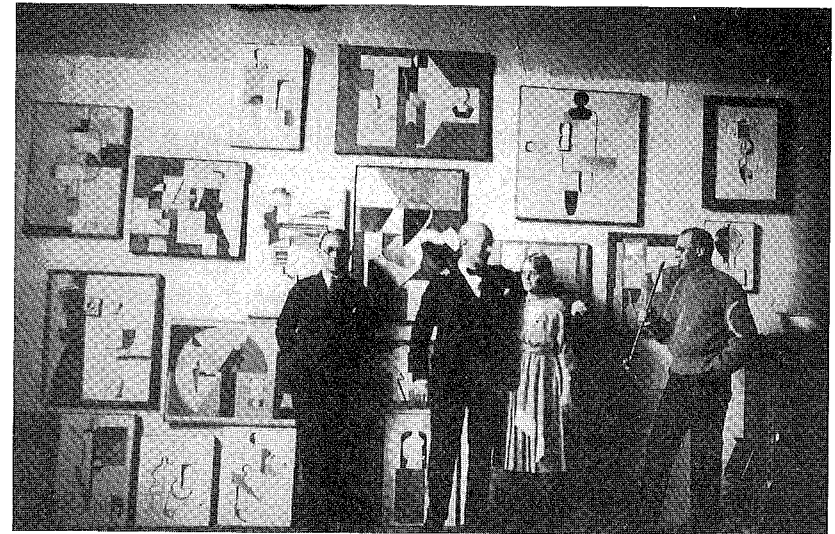
Am 1. Mai 1946 wird er zum Leiter der Zentralstelle für den Aufbau Stuttgarts ernannt; neben dieser schon erschöpfenden Aufgabe korrespondiert er mit Kollegen zwecks Gründung einer neuen Fachzeitschrift zur Verbreitung gemeinsamer Gedanken zur geistigen Erneuerung einer rundum kompromittierten Profession.

Und folgerichtig ist ihm nun die Ausbildung der künftigen Generation, die Vermittlung einer zutiefst moralischen Haltung gegenüber den Aufgaben künftigen Bauens, ein Anliegen von ganz besonderer Dringlichkeit.

Seit 1945 muß über die Zukunft der Technischen Hochschule Stuttgart neu nachgedacht werden. Auch einige Lehrstühle in der Architekturabteilung sind neu zu besetzen. Vakant ist der Lehrstuhl von Bonatz, der in der Türkei geblieben ist. Von der Lehre suspendiert sind die als aktive NSDAP-Mitglieder bekannten Architekten. Zur Vorbereitung seiner Entscheidungen für Neuberufungen holt sich der verantwortliche Kultusminister Theodor Heuss Rat bei Hugo Häring, den er noch aus seiner Werkbund-Zeit kennt. Mit seiner Meinung zur Situation in Stuttgart hält Häring nicht zurück: „Die Baugesinnung, die an der TH herrscht, ist repräsentativ für das ganze Land und bestimmt die Baugesinnung des Nachwuchses und es geht um diese Baugesinnung. Sie ist heute restlos und eindeutig schmitthennerisch-bonatzisch, wie die gesamte württembergische Architektenschaft. (...) Die kommende Generation hat also in Stuttgart nicht einmal die Möglichkeit, sich mit dem Problem des neuen Bauens auseinanderzusetzen. Ist das nicht eine peinliche und beklemmende Situation, die keine Hoffnung läßt, daß sich in Deutschland ein wirklich antifaschistischer Geist der Erneuerung entwickelt?“

Wie Häring weiß, ist für eine Berufung auf den Städtebau-Lehrstuhl der Münchner Professor Abel im Gespräch, Bonatz' früherer Assistent, und Häring schreibt Heuss: „Stuttgart braucht keinen Abel, sondern einen Kain! Für Kains Rolle wäre Döcker nicht ungeeignet. Sie beurteilen ihn schon ganz richtig (ob man ihm allerdings pädagogische Fähigkeiten ganz absprechen darf, weiß ich nicht). Aber gerade seine organisatorischen Fähigkeiten sind hier am Platz und noch viel mehr sein klarer Sinn und seine unbeugsame Haltung.“

Obwohl Heuss einer Wiederberufung von Paul Schmitthenner wohl nicht abgeneigt ist, entscheidet er sich für Döcker. Dieser erhält wenige Monate später eine Professur für Städtebau, die er am 1. Januar 1947 antritt.



Richard Döcker und Oskar Schlemmer im Atelier von Willi Baumeister

Mit hoher Aufmerksamkeit für die Folgen fahrlässiger Personalpolitik setzt sich Döcker für die Berufung neuer Kollegen zum Aufbau einer anderen „Stuttgarter Schule“ ein, verfolgt interessiert die Gründung der ersten Architekturzeitschriften, engagiert sich standespolitisch für die Neuorientierung junger Kollegen und bleibt weiterhin der Zentralstelle und dort seinem Freund Walther Hoss verbunden.

Endlich kann sich die von Häring hervorgehobene „unbeugsame Haltung“ aktiv bewähren – bevor sie angesichts der restaurativen Entwicklungen in der jungen Republik zunehmend wieder in unbeugsame Starre – und damit auch wieder in Isolation gerät.

Eine programmatische Zwischenstation zwischen der fast euphorischen Aufbruchstimmung und gekränkter Resignation ist die lange verschobene Antrittsvorlesung, die Richard Döcker als Ordinarius am Lehrstuhl für Städtebau schließlich im Januar 1950 in der großen Aula der Technischen Hochschule Stuttgart hält. Unter dem Titel „Das Formbild der Planfiguren – Entscheidung und Folgen“ nimmt sich Döcker nicht gerade wenig vor. Es geht ihm um eine grundsätzliche Analyse der – wie er eingangs sagt – „Gestaltkräfte der Neuzeit, in der unsere Generation ihr kulturgeschichtliches Pensum ableistet“ – also um nicht weniger als um die Frage nach der histori-

schen Mission einer Generation, die nach Aufbruch, Terror und Krieg vor der epochalen Aufgabe geistigen Neubeginns steht.

Dabei unterscheidet Döcker zwei grundsätzlich verschiedene Haltungen von Architekten: jene, denen ihr jeweiliger Bau als Welt für sich alles bedeutet: Hier wird der Bau zum Subjekt, eine abgegrenzte Welt für sich in einer chaotischen Umwelt, die nur partiell, durch Konvention und Geometrie zu ordnen ist – (aktuelle Bezüge zur jüngsten Architekturdiskussion brauchen hier nicht eigens ausgeführt zu werden, sie liegen schon den Worten nach auf der Hand).

Die andere Haltung hingegen – und Döcker läßt keinen Zweifel an seiner Sympathie dafür – betrachtet „die Welt als Subjekt“, als übergreifendes, sich stets veränderndes Ganzes, in dem einzelne Bauten durch die stets von Neuem interpretierende Tätigkeit des Architekten die Einflüsse der Umwelt in Form und Funktion abbilden; „die Plangestaltung entsteht aus der Situation seiner Umwelt und fügt sich derselben ein: Der Bau wird Teil der Natur“.

Mit seinem Plädoyer gegen bequeme Konventionen und Rezepturen, vor allem aber gegen jedwede Dominanz geometrischer Ordnung hält Döcker ein bei seiner Lebensgeschichte überraschendes Plädoyer für eine „organhafte“ Architekturauffassung und Formbildung, die das Bauen einbindet in den Lebensfluß der Gesellschaft, die selbst wieder verantwortlich mit zu gestalten ist, wenn das Bauen einen tieferen Sinn haben soll.

Denn das „ist das wirklich Neue, das den Jahrtausenden gegenübertritt in Manifestationen, die eher Organismen denn Architekturen sind: Es ist ohne Vorbild in der Form und (im historischen Sinne) motivlos. Es wird, es entsteht.“

Voraussetzung für solche gesellschaftliche Selbsttätigkeit im Bauen ist die genaue Kenntnis der Bedingungen und Folgen architektonischer Praxis und das jeweils besondere Vordringen zum Wesenskern der Bauaufgaben, aus dem sich dann die Gestaltung ergibt: Man hört förmlich in diesem Vortrag die Worte Hugo Häring nachklingen; und tatsächlich erläutert der oft als „Klötzchenbauer“ ironisierte Döcker seine Auffassung mit Beispielen von Hans Scharoun, indem er öffentlich und erstmals dessen Entwurf für die Liederhalle Stuttgart von 1949 vorstellt.

Doch diese wegweisende Grundsätzlichkeit und Offenheit für die Arbeit anderer wird im Vortrag relativiert durch die unterschwellige Polemik gegen seinen Altgegner Schmitthenner, dessen Entwürfe er als Gegenbeispiele zeigt: Eine Polemik, die sich in der Fachöffentlichkeit bald rächen wird.

Mit bitterer Ironie kommentiert die Zeitschrift „Baumeister“, die als Fach-

blatt der Konservativen nach dem Krieg den Ruhm von Bonatz, Schmitthenner und vielen anderen im Dritten Reich verstrickten Architekten erneuert – mit bitterer Ironie kommentiert der „Baumeister“ die Antrittsvorlesung Döckers als unverstandenes Gemisch überholter Positionen, als vorgestrige Proklamation des Ewig-Neuen, und nachdrücklich wird er auf die ungeschriebenen Regeln der Zukunft hingewiesen, die es verbieten, öffentlich eigene Bauten mit Gegen-Beispielen von Kollegen zu konfrontieren. Im Rückblick betrachtet, scheint Döcker, der Störenfried in der trügerischen Ruhe der Nachkriegszeit, wieder ins Abseits zu geraten, ein schwieriger Kollege, ein schwieriger Freund, am engsten noch jenen verbunden, die er von früher her noch als Verfolgte kannte, mit denen er in herzlichen Briefen über weite Entfernungen korrespondiert.

Und so trifft es ihn besonders schmerzlich, als der Poelzig-Schüler Rudolf Schwarz, auf der Suche nach einer anderen, traditionsgebundenen Moderne, in seiner öffentlichen Attacke gegen die Folgewirkungen der „Bauhaus-Doktrin“ (wie er die Lehre dort nannte) ausgerechnet den Emigranten Walter Gropius angreift: Wieder sieht Döcker die Kräfte von gestern am Werk, und wird in seinem Mit-Leiden schließlich von dem eigentlichen Opfer der Attacke, von Gropius aus Amerika, mit folgenden Worten getröstet: „Dear Doecker, don't take the matter too much to heart ... It is quite good that now a more peaceful argumentation about the problems involved takes place. I myself will keep a detached attitude.“

Doch solche Zurückhaltung fiel Richard Döcker schwer: „Unser Theodor verleiht Orden en masse“, beschwert er sich bei Gropius, als Theodor Heuss ausgerechnet an Paul Schmitthenner einen der höchsten Orden der jungen Republik verleiht. Und mit hoher Sensibilität für die politischen Zeichen der Zeit beklagt er sich über Rudolf Schwarz als Bindeglied zum katholischen Kölschen Klüngel um Adenauer, dessen Aufrüstungspolitik er mißtrauisch verfolgt. Andererseits aber erweist er sich als unnachsichtiger Antikommunist, als der ehemalige Mitarbeiter Mendelsohns, Kurt W. Leucht, als Sendbote des ostdeutschen BDA ihn für Auftritte in der DDR zu gewinnen versucht. „Döcker ist eitel und unnachgiebig, sieht den Fortschritt allein in Amerika“, berichtet Leucht seinen Dienstherrn in Ost-Berlin nach seinem Besuch in Stuttgart. Döcker bleibt einsam, zwischen den Fronten.

Meine Damen und Herren. Sie wissen besser als ich, in welche Gräbenkämpfe sich Richard Döcker verrannte, verzweifelt am Sieg der Gestrigen und am blinden Pragmatismus der Jungen – so wie er es sah und erlitt. Um so heftiger versuchte er dagegegnzuhalten und weiter für seine



Theodor Heuss mit  
Paul Schmitthenner

Auffassung vom Neuen Bauen in einer neuen Gesellschaft zu werben, Verständnis zu wecken für die Intentionen und die Werke der Meister moderner Architektur, besonders für die der verehrten Kollegen Hugo Häring und Hans Scharoun.

So öffnete er als Hochschullehrer die Augen anderer, während er sein eigenes Herz verschloß, mißtrauisch im Kampf gegen die Schatten von gestern, da das andere Morgen, das „Neue“, auf das er sein Leben lang hoffte, sich nicht einstellen wollte, nicht einstellen ließ. Und vielleicht hätte er, wenn er weniger streng und wortlos enttäuscht auf sein Leben hätte zurückblicken können, wachsam der nächsten Generation jenes Gedicht mit auf den Weg gegeben, das Günter Eich zur Abwehr der weiterhin mächtigen Schatten von gestern schrieb:

„Wacht auf, denn eure Träume sind schlecht!  
Bleib wach, weil das Entsetzliche näher kommt.

Auch zu dir kommt es, der weit entfernt wohnt von den  
Stätten, wo Blut vergossen wird,  
auch zu dir und deinem Nachmittagsschlaf,  
worin du ungern gestört wirst.  
Wenn es heute nicht kommt, kommt es morgen,  
aber sei gewiß.

Nein, schlaft nicht, während die Ordner der Welt geschäftig sind!  
Sei mißtrauisch gegen ihre Macht, die sie vorgeben für euch erwerben zu  
müssen!

Wacht darüber, daß eure Herzen nicht leer sind, wenn mit der Leere eurer  
Herzen gerechnet wird!

Tut das Unnütze, singt die Lieder, die man aus eurem Mund nicht erwartet!  
Seid unbequem, seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt!

#### Bildnachweis

Die Abbildungen sind der Veröffentlichung: Werner Durth: Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen 1900–1970. Braunschweig u. Wiesbaden 1986 entnommen.

## Biografische Hinweise

- 1894 Geboren am 13. Juni als Sohn eines Lehrers in Weilheim/Teck
- 1900–12 Schulausbildung in Göppingen, Abitur am 5. Juni 1912
- 1912 Beginn des Architekturstudiums an der TH-Stuttgart
- 1914 Freiwilliger im 1. Weltkrieg, Verwundung, Lazarettaufenthalt
- 1917 Dienstuntauglich aus dem Wehrdienst entlassen, Fortsetzung des Architekturstudiums
- 1918 Diplom mit Auszeichnung, anschließend Wettbewerbstätigkeit
- 1921 Regierungsbaumeisterprüfung, Mitarbeit in der städtischen Beratungsstelle für das Baugewerbe
- 1922–25 Wissenschaftlicher Assistent bei Prof. Paul Bonatz
- 1924 Promotion über Kleinhaustypenpläne, eigenes Büro, Mitglied des Deutschen Werkbunds
- 1926 Mitglied des „Ring“, Mitarbeit bei den CIAM, Reisen nach England, Holland und in die Sowjetunion
- 1927 Teilnahme an der Werkbundaussstellung „Die Wohnung“ mit zwei Häusern in der Weißenhofsiedlung
- 1928–34 Zahlreiche Bauten und Projekte, darunter Wohnbauten und öffentliche Bauten
- 1939–41 Biologiestudium an der TH-Stuttgart
- 1941–44 Dienstverpflichtung am Wiederaufbauamt in Saarbrücken
- 1945 Vorsitzender des BDA Nordwürttemberg
- 1946 Generalbaudirektor von Stuttgart, Leiter der ZAS, Mitglied des Aufbaurats am württembergischen Innenministerium

- 1947–65 Mitglied im Verwaltungsrat der Forschungsgemeinschaft Bauen und Wohnen
- 1947 Berufung zum o. Prof. für Städtebau und Entwerfen an der TH-Stuttgart, Leiter der Architekturabteilung, Preisrichter-tätigkeit
- 1957 Reise nach Mexiko, USA und Japan, Mitglied der Akademie der Künste in Berlin
- 1958 Ehrendoktorwürde der TH-Karlsruhe, Emeritierung
- 1968 gestorben am 9. November in Stuttgart

Dietrich W. Schmidt

## Werkübersicht (\*ausgeführte Bauten)

- 1918–20 Weil im Dorf, Schwäbisch Gmünd (Wettbewerbsprojekte)
- 1920 Schulbauprojekte
- 1920–21 \*Plüderhausen, Haus Krauter
- 1921–22 Stuttgart, Hahn & Kolb-Haus; Stuttgart, Hochhausprojekte (mit Hugo Keuerleber); Haus am Hang
- 1921–23 \*Trossingen, Friedensschule
- 1922 \*Göppingen, Haus Gutmann  
\*Stuttgart, Rottannenweg, Haus Dr. Klien  
\*Göppingen-Eislingen, Haus Köpf
- 1922–23 \*Stuttgart, Bebauung Viergiebelweg (mit Hugo Keuerleber)
- 1923 Stuttgart, Kaufhaus Breuninger
- 1923–24 \*Stuttgart, Wohnanlage Wolframstraße
- 1925 \*Urach, Erweiterung Bezirkskrankenhaus
- 1925–26 Stuttgart, Mittnachtbau
- 1926 Entwürfe für Krankenhäuser und Flughafen
- 1926–27 Stuttgart, Terrassenbebauung am Killesberg  
\*Stuttgart, Haus Vetter
- 1926–28 \*Waiblingen, Bezirkskrankenhaus 1. Preis (zerstört)
- 1927 \*Stuttgart, Lichthaus Lutz (zerstört, Wiederaufbau 1949–50 mit Paul Schmohl)  
\*Stuttgart, Weißenhofsiedlung Haus 21 und 22 (zerstört)  
Stuttgart, Haus Kä.
- 1927–28 Stuttgart, Haus Dr. Kilper
- 1927–29 \*Maulbronn, Krankenhaus

- 1928 Stuttgart, Ortskrankenkasse  
Bad Urach, Kaufmannserholungsheim (2. Preis)
- 1928–29 Stuttgart, Handels- und Gewerbeschule
- 1929 \*Stuttgart, Mietshaus Zeppelinstr.  
Stuttgart, Warenhaus Tietz  
Stuttgart, Im Kienbach, Haus Stephan
- 1929–30 \*Stuttgart, städtische Mietshäuser Ostendstraße  
\*Stuttgart-Untertürkheim, Siedlung Im Wallmer
- 1930 Stuttgart, Killesberg-Siedlung (Ausstellungsprojekt des Werkbunds)  
\*Stuttgart, eigenes Wohnhaus (zerstört, 1947 Wiederaufbau)  
\*Waiblingen, Haus Dr. Pöhlmann  
Leipzig, Börsenverein  
Stuttgart, Gewerkschaftshaus
- 1932 Hannover, Haus Dr. Schwab  
Stuttgart, Zeppelinbau
- 1933 \*Stuttgart, Haus Prof. Dr. Kamm  
\*Stuttgart, Haus Dr. Schwab  
Stuttgart Werkbundprojekt am Kochenhof
- 1934 \*Schwäbisch Gmünd, Firma Zapp  
\*Stuttgart, Haus Kämmerer
- 1935 \*Renningen, Jagdhaus Barth  
\*Göppingen, Haus Schmohl
- 1936 \*Stuttgart, Mietshaus Döcker  
\*Offenburg, Haus Kaufmann (1933)  
\*Derdingen, Schule  
\*Stuttgart, Haus Dr. Döderlein  
\*Stuttgart, Haus Dr. Meng  
\*Stuttgart, Haus Hirrlinger  
\*Stuttgart, Haus in der Wannenstr.
- 1937 \*Stuttgart, Mietshaus Dr. Schwab  
\*Ebersbach/Fils, Haus Straub  
\*Freiburg, Haus Dr. Grosse



1938	*Oberderdingen, Haus Blanc Illingen, Schulhausprojekt	1954	Stuttgart, Generalbebauungsplan für die TH
1939	*Göppingen, Mietshaus Dr. Schwab *Stuttgart, Haus von der Hamm *Göppingen, Schreinerei Bausch	1955–57	*Hyderabad/Pakistan, Sind-Universität
1940	Reichenbach/Fils, Haus Schöttle	1955–68	*Stuttgart, Katharinenhospital (mit Eisenlohr und Pfennig)
1947	*Reichenbach/Fils, Firma Haug	1956–57	*Stuttgart, Hochhaus Hegelstraße
1947–52	*Bopfingen, Firma Landwehr	1957–58	Berlin, Städtebauwettbewerb „Hauptstadt Berlin“
1949–50	*Stuttgart, Ladenprovisorium Fotohaus Hirrlinger	1957–61	*Ludwigsburg, Wüstenrot Südflügel *Leutkirch, Kreiskrankenhaus und Wohnheim für Schwestern *Wangen i. A., Kreiskrankenhaus und Wohnheim für Schwestern Krefeld, KHO-Wettbewerb
1949–51	*Stuttgart, Wiederaufbau des Altbaus der TH *Illingen, Ausführung des Schulprojekts von 1938	1958	Frankfurt, Großkrankenhaus (Wettbewerb)
1950	Stuttgart, verschiedene Projekte im Rahmen der TH-Planung *Stuttgart, Haus Colm Stuttgart, Laubenganghäuser der FBW	1963–65	*Mannheim, Doppelheizkraftwerk
1950–51	*Stuttgart-Münster, Wohnsiedlung	1965–68	*Bochum, Energiezentrale der Universität *Stuttgart, Max-Planck-Gesellschaft *Tübingen, Max-Planck-Gesellschaft *Offenburg, Kirche *Stuttgart-Botnang, Bebauung Spitalwald *Leutenbach, Fabrikgebäude Zapp
1950–53	*Stuttgart, Kaufhaus Union (vormals Tietz)		
1951	Stuttgart-Feuerbach, ECA-Wettbewerb *Mühlacker, Kreissparkasse Karlsruhe, Gutachten Kaiserstraße		
1951–52	*Ludwigsburg, Wohnbauten		
1951–53	*Stuttgart, Institut für Wasserkraftmaschinen und Pumpen der TH *Saarbrücken, Universitätsbibliothek *Derdingen, 2. Haus Blanc *Bopfingen, Werkssiedlung der Firma Landwehr		
1952–53	Mannheim, Nationaltheater (Gutachten)		
1953	*Reichenbach/Fils, Haus Schöttle *Stuttgart-Bad Cannstatt, Haus Stephan Stuttgart, Staatstheater Kleines Haus (Wettbewerb)		
1953–55	*Ludwigsburg, Wüstenrot Verwaltungshochhaus		

## Autorenverzeichnis

WERNER DURTH, \*1945, Dr.-Ing., o. Prof., Grundlagen moderner Architektur und Entwerfen, Universität Stuttgart

ROLF GUTBROD, \*1910, Dipl.-Ing., em. o. Prof., Innenraumgestaltung und Entwerfen, Universität Stuttgart

JÜRGEN JOEDICKE, \*1925, Dr.-Ing., Dr. h. c. mult., em. o. Prof., Grundlagen der modernen Architektur und Entwerfen, Universität Stuttgart

DIETER KIMPEL, \*1942, Dr. phil., o. Prof., Architekturgeschichte, Universität Stuttgart

ANTERO MARKELIN, \*1931, Dipl.-Ing., o. Prof., Entwerfen und Städtebau, Universität Stuttgart

ROLAND OSTERTAG, \*1930, Dipl.-Ing., em. o. Prof., Gebäudelehre und Entwerfen, Technische Universität Braunschweig

JULIUS POSENER †, 1904–1996, Dipl.-Ing., em. o. Prof., Geschichte, Theorie und Kritik der Architektur, Hochschule der Künste Berlin

DIETRICH W. SCHMIDT, \*1945, Dipl.-Ing., wiss. Mitarbeiter, Institut für Architekturgeschichte, Universität Stuttgart

DIETRICH WORBS, \*1939, Dr.-Ing. habil., Priv.-Doz., Entwicklungslinien des Siedlungs- und Wohnungsbaus im 19. und 20. Jahrhundert, Universität Stuttgart

Die Bände 1 bis 38 der Schriftenreihe „Reden und Aufsätze“ erschienen im Zeitraum 1924 bis 1971.

1991 wurde die Reihe fortgeführt:

**Band 39/1995** Prof. Dr.-Ing. Karl-Heinz Hunken. Prof. Dr. rer. nat. Hartmut Zwicker. Prof. Dr. rer. nat. Franz Effenberger. Ihre Rektorate in Reden und Würdigungen. Hrsg. von Ulrich Sieber

**Band 40/1991** Jürgen Giesecke: Umweltforschung mit Schwerpunkt Wasserwirtschaft an der Universität Stuttgart

**Band 41/1991** 125 Jahre Institut für Kunstgeschichte. Universität Stuttgart. Hrsg. von Johannes Zahlten

**Band 42/1992** Beiträge zur Zeit. Vorträge, gehalten am 8. November 1991 aus Anlaß des 65. Geburtstages von August Nitschke. Hrsg. von Herwarth Röttgen

**Band 43/1993** Käte Hamburger. Reden bei der Akademischen Gedenkfeier der Universität Stuttgart für Frau Prof. Dr. phil. habil. Käte Hamburger am 8. Dezember 1992. Hrsg. von Jürgen Hering

**Band 44/1993** Baukultur und Technikfolgen. Vorträge, gehalten beim Fakultätsabend der Fakultät Bauingenieur- und Vermessungswesen aus Anlaß des 70. Geburtstages von Prof. Dr.-Ing. Volker Hahn. Hrsg. von Jürgen Hering

**Band 45/1993** Erstes Stuttgarter Bildungsforum. Reden bei der Veranstaltung der Universität Stuttgart am 18. Juni 1993. Hrsg. von Andreas Reuter

**Band 46/1994** Jürgen Joedicke: Architekturlehre in Stuttgart. Von der Real- und Gewerbeschule zur Universität

**Band 47/1994** Hans L. Merkle. Reden bei der Festveranstaltung aus Anlaß der Ernennung von Prof. Dr. h. c. Hans L. Merkle zum Ehrenbürger der Universität Stuttgart. 4. Februar 1994. Hrsg. von Heide Ziegler

**Band 48/1996** Die Borgia zwischen Wissenschaft und Kunst. Ein Kongreß in Schwäbisch Hall. Hrsg. von Marion Hermann-Röttgen